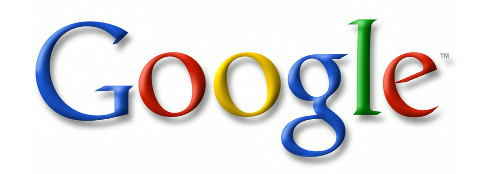
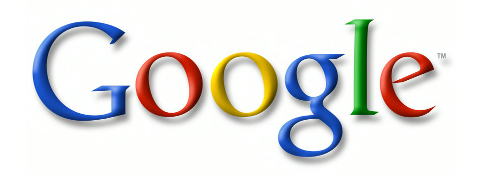
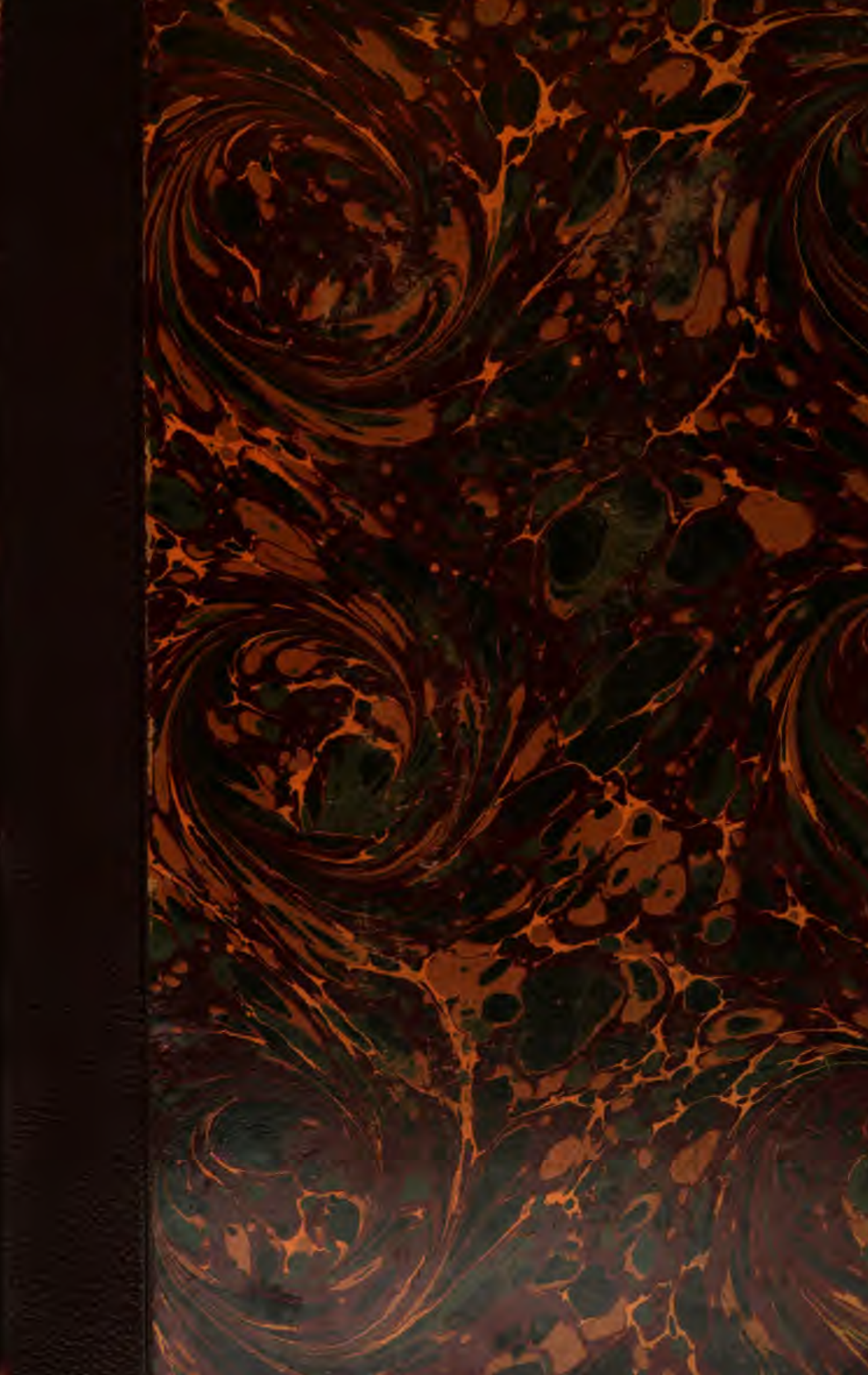
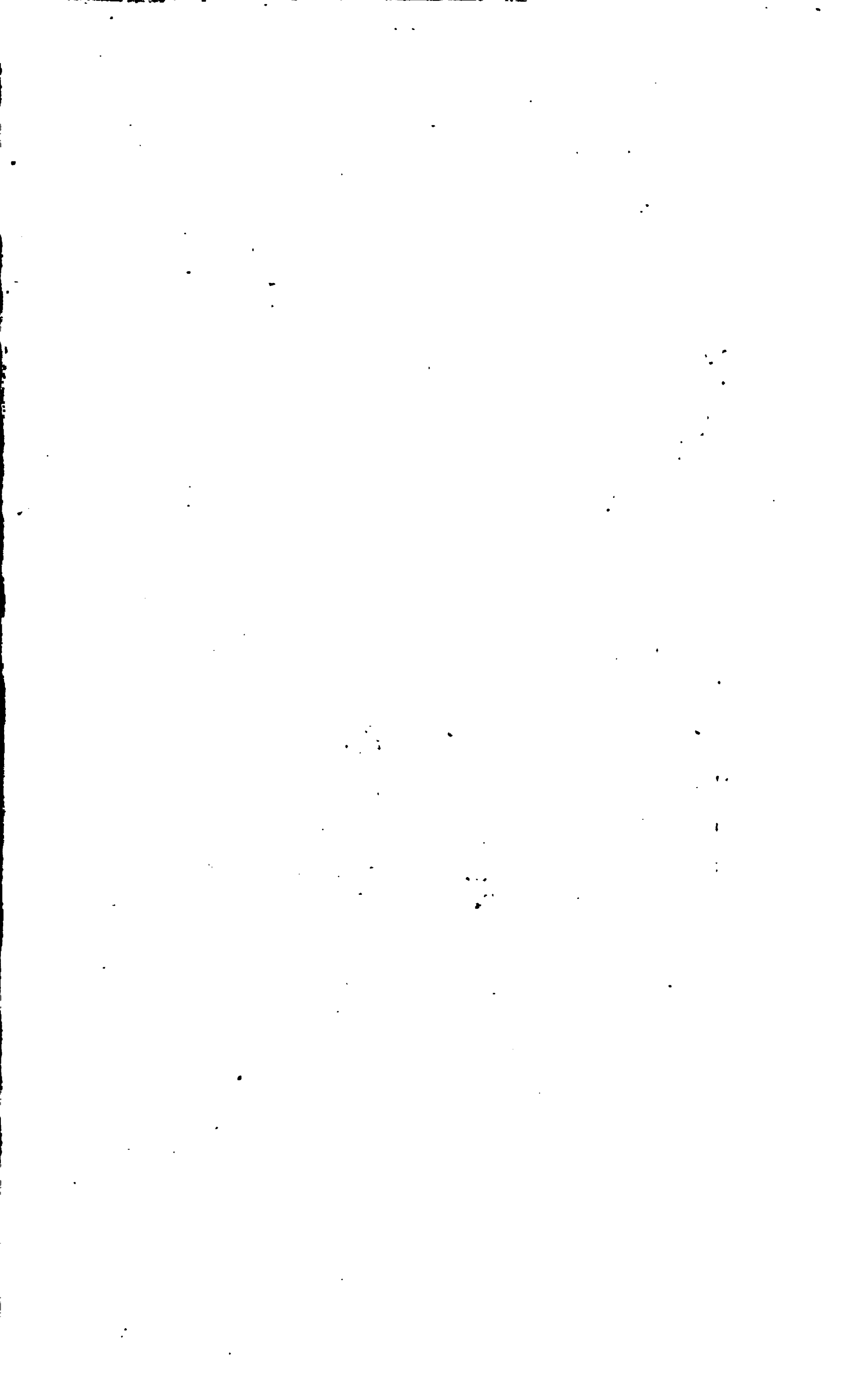


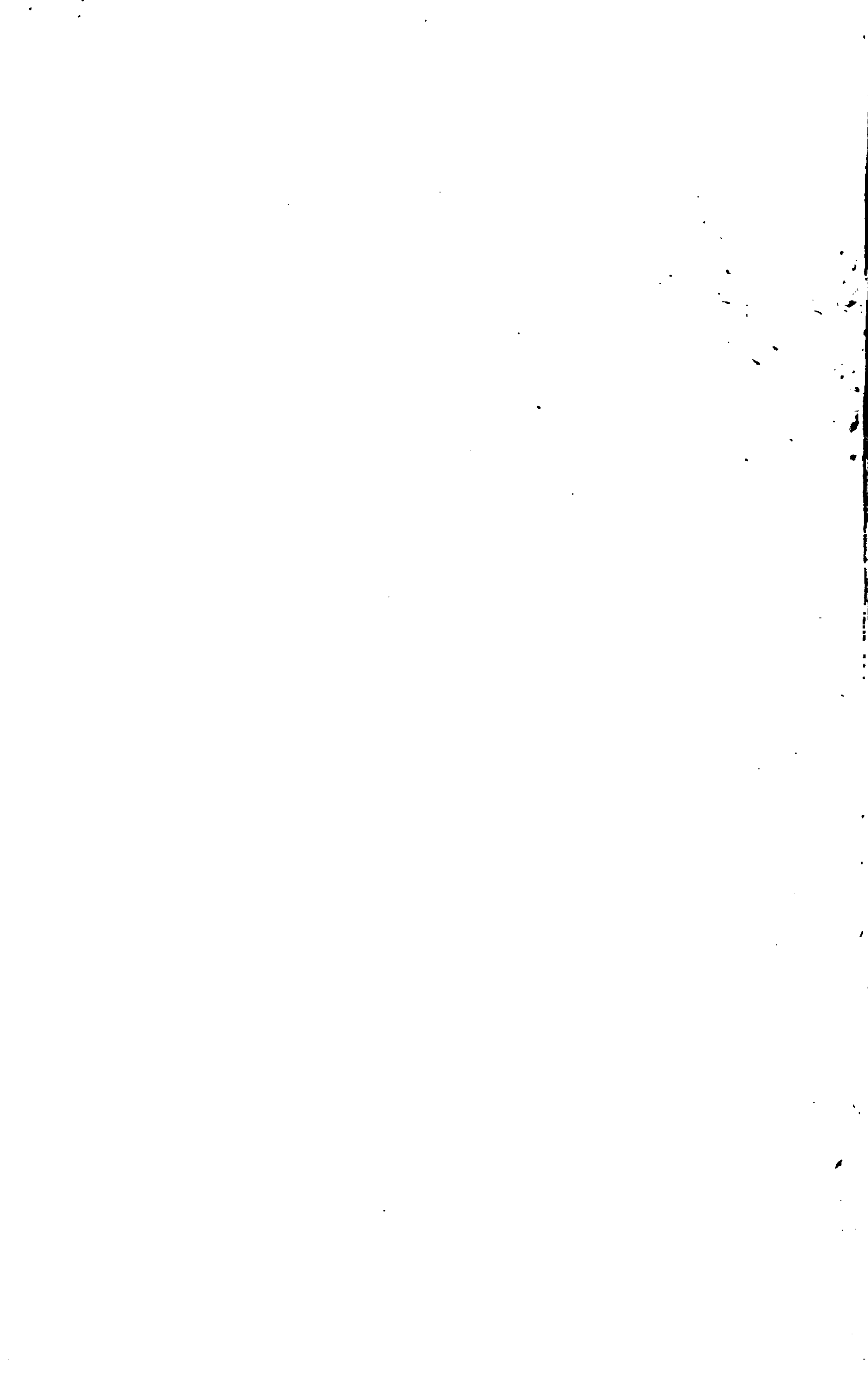






Ger 2205.815
VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
No 9738





Aus grosser Zeit

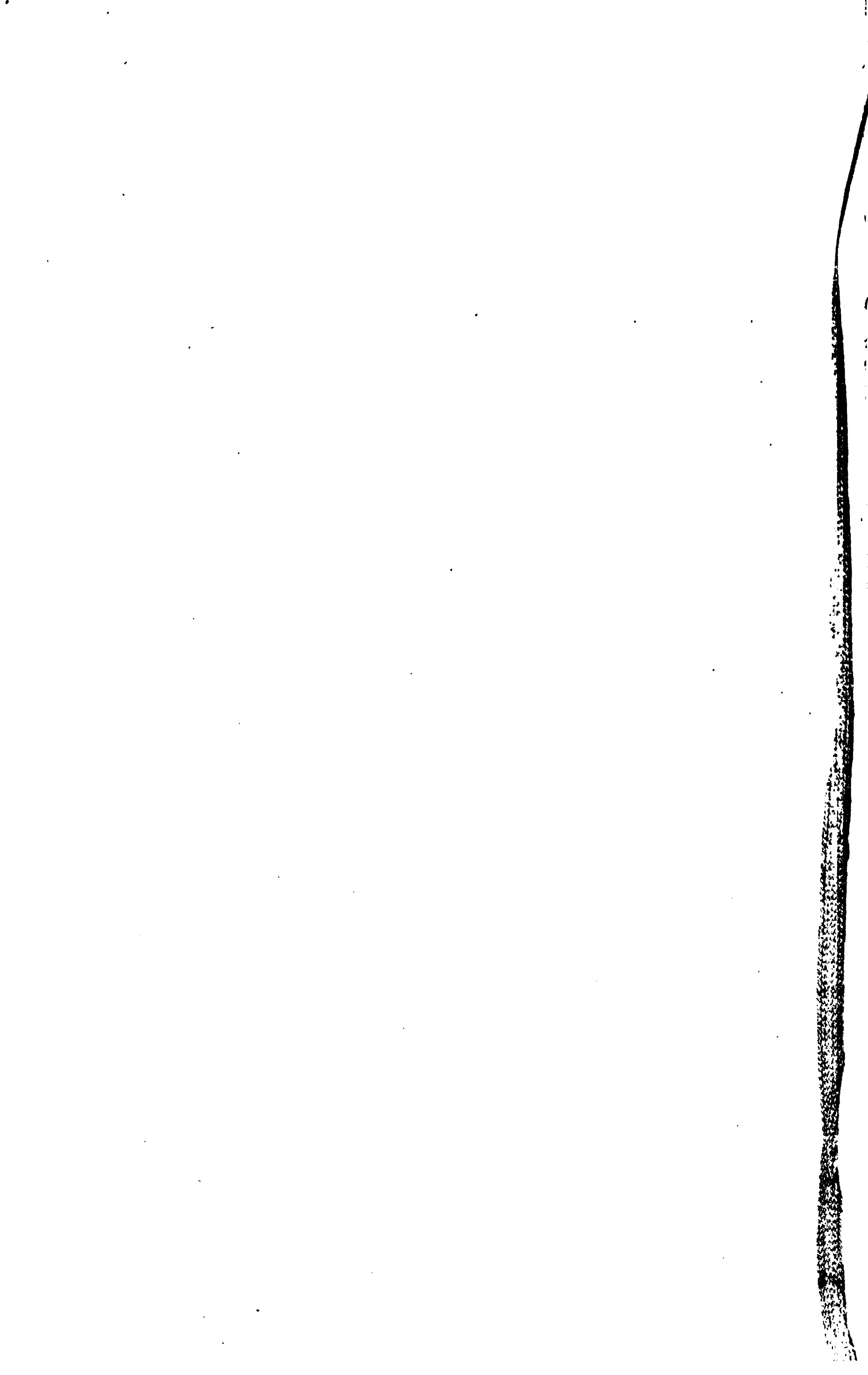
Erinnerungen an den Fürsten Bismarck

von

Heinrich von Poschinger



Berlin
Verlag von Eduard Trewendt
1905



Aus großer Zeit

Erinnerungen an den Fürsten Bismarck

von

Heinrich von Poschinger



Berlin
Verlag von Eduard Trewendt
1905

A. Favorke vorm. Eduard Trewendt's Buchdruckerei in Breslau.

Vorwort

Je mehr sich die Zahl derjenigen lichtet, die das Glück hatten, dem Begründer des Deutschen Reichs näher zu stehen, um so mehr erwächst für diese die Pflicht, mit der Mitteilung ihrer Bismarckerinnerungen nicht zu lange zurückzuhalten. Die Bilder und Skizzen, die man sich von dem Einzigen gemacht, gewinnen mit den Jahren nicht an Schärfe; auch wird es mit dem Fürsten Bismarck ebenso ergehen, wie mit anderen historischen Zentralfiguren; ich nenne zum Beispiel nur Napoleon. Die Zeit wird kommen — es mögen zwanzig, dreißig oder noch mehr Jahre sein —, wo das Interesse dafür zeitweilig erlahmt, um dann freilich in einer späteren Periode aufs neue mit elementarer Gewalt wieder zu erwachen. Noch sind wir bei Bismarck nicht in der Periode des niedergehenden Interesses, und jede neue Erzählung über ihn darf der allgemeinen Teilnahme sicher sein. Auch braucht man sich bei der Mitteilung des gesprochenen

oder geschriebenen Wortes Bismarck's heutzutage lange nicht mehr die Zurückhaltung aufzuerlegen, wie manche Hüter von Bismarckschätzen anzunehmen geneigt sind. Wenn man geradezu beleidigende Urteile Bismarck's über Dahingegangene und noch Lebende ausscheidet und fernerhin das, durch dessen Veröffentlichung das staatliche Interesse in irgend einer Weise berührt werden könnte, so kann man im Übrigen alle Ängstlichkeit beiseite legen.

Der vorliegende Band bringt nach verschiedenen Richtungen neues Material zur Beurteilung des großen Mannes. Obenan steht eine größere Zahl bisher unveröffentlichter Briefe desselben aus seiner Frankfurter Zeit. Nach dem Ausspruche Goethe's gehören Briefe „unter die wichtigsten Denkmäler, die ein einzelner Mensch hinterlassen kann." Spricht sich doch auch der bedeutendste Mensch wohl nirgend unmittelbarer aus, als in seinen Briefen. Sie bilden deshalb allermindestens eine wertvolle Erläuterung seiner Biographie. Aus diesem Grunde wird eine Ergänzung der in meinem Werke: „Preußen im Bundestage" enthaltenen Sammlung von Bismarckbriefen nicht unerwünscht sein. Wie seine Handschrift nicht ihresgleichen hat, diese zugleich wuchtige und kühn anstrebende, zugleich klare und eigentümlich verschnörkelte Schrift, so ist auch im Inhalte selbst dem gleichgültigsten Billet sein Stempel aufgedrückt: so eben äußert sich Bismarck und kein anderer. Er ist immer unübertrefflich klar und überaus knapp; selbst wo er sich behaglich gehen läßt,

ist kein Wort überflüssig, keines steht müßig da, es hat seinen Zweck, es soll etwas sagen, was die andern Worte nicht gesagt haben. Und ferner: wie an Prägnanz des Ausdruckes, so suchen diese Briefe auch an Korrektheit der Form ihresgleichen. Der Mann, der das deutsche Reich geschaffen, gehört, wie das „Wiener Tageblatt" mit Recht bemerkte, auch zu denen, die in diesem Reiche das beste Deutsch schreiben.

An diese Frankfurter Bismarckbriefe reiht sich eine Reihe von Aufsätzen ähnlich denen, die ich vor einem Jahre in den „Bausteinen zur Bismarckpyramide" veröffentlichte.

Inhaltsverzeichnis

1.

Immediateingabe des Herrn von Bismarck-Schönhausen und Genossen d. d. 23. Februar 1850 betr. die Ablösungs- und Regulierungsgesetze

Am 23. Februar 1850 richtete Herr von Bismarck-Schönhausen in Gemeinschaft mit dem Apellationsgerichtspräsidenten von Gerlach und den Herren von Voß, Uhden, und Koppe in Sachen der Ablösungs- und Regulierungsgesetze nachstehende bisher unveröffentlichte Eingabe an den König Friedrich Wilhelm IV., welche seine Stellung zu der damaligen Agrarpolitik scharf kennzeichnet:

Die alleruntertänigst Unterzeichneten halten sich durch ihr Gewissen und mehrere unter ihnen noch besonders durch den vor wenig Tagen wiederholt geleisteten Eid der Treue, so wie auch den Eid auf die Verfassung verpflichtet, von der Ungerechtigkeit und der Verfassungsverletzung, die nach näherer Ausführung des anliegenden Pro Memoria durch das von den Kammern nun genehmigte Ablösungsgesetz unserer Ansicht nach begangen werden würde, so viel in ihrer Macht steht, und so lange noch einige Aussicht auf Erfolg

vorhanden ist, abzumahnen und bitten daher Ew. K. M. so dringend als untertänigst, diesem Entwurf Allerhöchstdero Sanktion zu versagen. Wenn Ew. K. M. auch die Vorlage des von Allerhöchstihren Ministern über das Ablösungsgesetz gemachten Entwurfs genehmigt haben, so glauben wir doch annehmen zu dürfen, daß Allerhöchstihre Absicht nur dahin gegangen ist, daß die Vorlage erfolge, nicht aber, daß Ew. K. M. die darin enthaltenen Bestimmungen schon im voraus haben genehmigen wollen, und sind daher des alleruntertänigsten Dafürhaltens, daß Allerhöchstdieselben nur haben erwarten wollen, ob die ungerechtfertigten Bestimmungen desselben nicht, wie es auch, aber nur teilweise und ungenügend, geschehen ist, in den Beratungen Abhilfe finden würden, und daß Sie Sich die weitere freie Entschließung darüber vorbehalten haben.

Wir stellen daher allerunterthänigst anheim, ob nicht zur Abhilfe der Übelstände der Provinz Schlesien ein Spezialgesetz zu erlassen sein dürfte, oder, wenn dies uns nicht bekannten Bedenken unterliegt, und die Erlassung eines allgemeinen Ablösungsgesetzes nicht mehr zu vermeiden sein sollte, ob Ew. K. M. wenigstens nicht Allergnädigst befehlen wollen, daß ein neuer Gesetzentwurf ausgearbeitet werde, welcher die Ungerechtigkeiten des jetzigen, namentlich die unentgeltliche Aufhebung nutzbarer Rechte, den Bruch der Rezesse und die Beeinträchtigung der milden Stiftungen vermeidet.

In tiefster Unterwürfigkeit verharren wir ganz
Eurer Königlichen Majestät alleruntertänigste Diener.

Das in der vorstehenden Immediateingabe erwähnte „Pro Memoria“, welches die Spuren der Bismarck'schen Redaktion trägt, lautet:

Der Entwurf des Gesetzes über die Ablösung der Reallasten ist aus dem Pro memoria von Patow entstanden und hat dessen Vorschläge im Wesentlichen sich angeeignet. Dieses Pro memoria ist ein Produkt des wildesten Revolutionsfiebers, ein Produkt der Periode des Zeughaussturms im Junius 1848.

Nach diesem Entwurfe soll das Obereigentum des Lehnherrn, des Erbzinsherrn, des Erbverpächters, des Vorkaufs und das Heimfallsrecht ohne Entschädigung wegfallen, — wesentliche Vermögensrechte, die sogar die revolutionäre Gesetzgebung der französischen Eroberer respektiert hat. Gerichtliche Rezesse, rechtskräftige Erkenntnisse, in den Hypothekenbüchern eingetragene Rechte sollen darnach gebrochen und dem klaren Inhalt dieser Rechtsnormen entgegen, statt des vorgeschriebenen 25fachen Betrages der jährlichen Hebung der 18fache bar, oder der 20fache in Rentenbriefen, den Berechtigten aufgedrungen werden.

Die Kammern haben zwar die Kirchen und Schulen von dieser Ungerechtigkeit (und selbst diese nicht einmal in Betreff der ihnen zustehenden Rechte als Erbverpächter) ausgenommen, die manche derselben mit dem völligen Untergange bedrohte.

Allein diese Ausnahme stellt das Unrecht, welches den übrigen Berechtigten, den milden Stiftungen, den Städten und Rittergutsbesitzern, mithin auch den Armen und Notleidenden angetan werden soll, nur in ein um so grelleres Licht.

Den Verpflichteten — großenteils sehr wohlhabenden Leuten — soll der fünfte Teil ihrer Abgaben geschenkt und aus der Hälfte dieses Fünfteils in 56 Jahren die Tilgung der übrigen vier Fünfteile bewirkt, also der Berechtigte aus seinem eigenen Vermögen abgefunden werden.

Dies sind einige der schreiendsten Ungerechtigkeiten, welche der Entwurf vorschlägt.

Die materielle Verletzung der Berechtigten ist das geringste Übel das daraus entstehen würde. Viel schwerer wiegt das erschütterte Vertrauen und Rechtsbewußtsein, die Demoralisation des Landes, und ganz besonders der mit der Ausführung beauftragten Beamten und die revolutionäre Aufregung derer, welche bei diesem Beuteausteilen der Revolution leer ausgehen.

Kein Akt von Not oder Bedürfnis drängt zu diesen unerhörten Revolutionsmaßregeln. Das aus der Luft gegriffene Prinzip der Ent-

lastung des Grundeigentums dient ihm zum Vorwande, ein Prinzip, dem nicht nur alle rechtliche, sondern auch alle staatswirtschaftliche und politische Begründung fehlt, und welches, selbst wenn es ohne Ungerechtigkeit durchgeführt werden könnte, widernatürliche und verderbliche Verhältnisse des Grundeigentums zur Folge haben und namentlich durch Erschwerung des Erwerbs von Grundeigentum von seiten der minder Vermögenden hart auf diesen lasten und ein in vielen Gegenden jetzt noch unbekanntes ländliches Proletariat erzeugen wird.

Für keine der bezeichneten Rechtsverletzungen bietet die Verfassungsurkunde auch nur einen Vorwand dar. Wohl aber liegt darin ein offenkundiger Bruch, der nicht bloß durch die älteren Gesetze, namentlich durch das Landrecht, sondern auch durch die Verfassungsurkunde gewährleisteten.

„Unverletzlichkeit des Eigentums", mithin eine Bestimmung, welche mit dem geleisteten Eide, die Verfassung gewissenhaft zu beobachten, in Widerspruch steht — und somit eine gesetzliche Erschütterung unseres gesamten Rechtszustandes.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß in Schlesien Agrarverhältnisse obwalten, welche eine gesetzliche Regulierung dringend erfordern; diese wird aber ohne Verletzung der übrigen Provinzen durch ein Spezialgesetz, zu welchem schon vor mehreren Jahren die Vorbereitungen getroffen sind, vollständig erreicht werden, während das gegenwärtige Gesetz gerade die schreiendsten Notstände in Schlesien nicht trifft.

Welchen Bescheid Bismarck erhielt, hat nicht festgestellt werden können; jedenfalls beklagte Friedrich Wilhelm IV., daß bei Ausarbeitung des betreffenden Gesetzentwurfes seine Regierung durch frühere Schritte und Erklärungen gebunden war.

2.

Aus der bisher unveröffentlichten Privatkorrespondenz des Rates bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestag und Geheimen Legationsrates, später Bundestagsgesandten von Bismarck-Schönhausen mit dem Minister Freiherrn von Manteuffel

---

Eigenhändiges Privatschreiben des Rates bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestag Geheimen Legationsrats von Bismarck-Schönhausen betr. die Charakteristik einiger Bundestagsgesandten; eine Schildwache für den Bundestagsgesandten von Rochow, die Frankfurter Preßagenten Dr. Runkel und Dr. Kutscheit, die regierungsseitige Gründung einer konservativen katholischen Zeitung in Coblenz, die Gesandten von Schele und von Oertzen, den Prinzen und die Prinzessin von Preußen, den Agenten Dr. Zinsdorfer (Auszug)

Frankfurt a./M. den 26. Mai 1851

— — Den bayerischen Bevollmächtigten, General von Xylander, der sich, wie ich glaube, einfacher und wohlwollender stellt, als er ist, und den Württemberger Herrn von Reinhard habe ich bisher nur flüchtig kennen gelernt. Letzterer hat eine Russin zur Frau, mit der er früher in Berlin war. Ebensowenig habe ich mir über die beiden Hessen, von Trott und von Münch ein Urteil bilden können, die bisher meist abwesend sind.

Baron Marschall, der Baden vertritt, sieht nicht aus, als ob er ganz offen wäre; er gilt bei denen, die ihn kennen, für mehr österreichisch, als preußisch in seiner Gesinnung, doch ist er gegen uns äußerlich sehr zuvorkommend und hat offenbar das Bestreben und die Instruktion, seine Politik formell so einzurichten, daß sie nicht preußenfeindlich und undankbar erscheint. Er hat sich vertraulich gegen mich geäußert, daß seine Regierung ebenfalls unter allen Umständen dabei beharren werde, den Rumpf-Bundestag und seine Beschlüsse vor dem Eintritt Badens als nicht zu Recht bestehend zu betrachten. Zu ermitteln, ob und in wie weit er und andere Gesandte sich der desfallsigen preußischen Verwahrung anschließen würden, habe ich nicht versucht, dies vielmehr, falls es in Eurer Excellenz Absichten liegen sollte, Herrn von Rochow [1]) überlassen wollen. Auch Herr von Dungern, für Nassau, sprach sich in derselben Richtung wie Baron Marschall gegen mich aus, und von den Herren von Eisendecher [2]) und von Fritsch [3]) dürfte, wie ich aus ihren ersten Annäherungen schließe, ein vollständiges Eingehen auf alle billigen Wünsche Preußens zu erwarten sein. Der niederländische Geschäftsträger, Herr von Scherff, ist sehr freundschaftlich und zuvorkommend gegen alles, was Preußen angehört, über die politischen Fragen aber habe ich ihn sich noch nicht äußern hören. . . .

Einige Weiterungen sind von dem General von Schmerling [4]) darüber gemacht worden, daß das preußische Kommando Herrn von Rochow eine Schildwache gegeben hat;

---

[1]) Der preußische Bundesgesandte

[2]) Der oldenburgische Bundesgesandte

[3]) Der Großherzogl. sächsische Bundestagsgesandte

[4]) Österreichischer erster Bevollmächtigter in der Bundesmilitärkommission

es ist dagegen erklärt worden, daß ihm eine solche schon nach seinem Range als Generalleutnant zustehe. Der Graf Thun[1]) hat vor seiner Wohnung, der man überhaupt den Anstrich des Palais eines regierenden Herrn zu geben bemüht ist, eine vollständige Wache, deren Vorhandensein dadurch motiviert wird, daß das Gebäude zugleich Bundespalais ist. Die Wache, die früher für den Bundespalast von den Frankfurter Truppen geleistet wurde, wird aber jetzt ausschließlich von Österreichern gegeben; es scheint, daß sich die Unsern dadurch einigermaßen verletzt fühlen, und nach Ansicht unserer hiesigen Stabsoffiziere würde es hier, wo man nach derartigen Äußerlichkeiten die Machtstellung, namentlich auch den Fremden aller Nationen gegenüber, gern beurteilt, empfehlenswert sein, dem preußischen Bundestagsgesandten ebenfalls permanente preußische Schildwachen zu geben. Der General Peucker[2]) und Oberpräsident Böttticher[3]) haben auch noch jetzt jeder zwei Posten; Herrn von Rochow aber würde man in seiner Bescheidenheit eine douce violence antun müssen, um ihm diese Ehrenbezeugung aufzunötigen.

Mit dem hiesigen Agenten der Presse, Dr. Runkel, habe ich etwas nähere Bekanntschaft gemacht; er ist sehr eitel, spricht viel von historisch-publizistischen Artikeln, mit denen er sich lediglich befasse und ist stets in Besorgnis, daß man ihm die Anfertigung gewöhnlicher Zeitungsreferate zumuten wolle. Seine Schreibart scheint mir plump und übereifrig; seine Einwirkung auf die Ober-Postamts-Zeitung wird nicht weiter reichen, als man es österreichischerseits gestatten will, und das Frankfurter Journal ist zwar sehr

---

[1]) Der österreichische Präsidialgesandte

[2]) Der preußische Bundeskommissar in Frankfurt a./M., der Nachfolger von Radowitz

[3]) Gleichfalls preußischer Bundeskommissar in Frankfurt a./M.

verbreitet und nimmt auf, was wir ihm mitteilen wollen, es ist aber ein so deutschkatholisch revolutionäres Blatt, daß der Vorteil, gute Artikel durch dasselbe zu publizieren, fast aufgewogen wird durch den Nachteil einem solchen Organ durch Mitteilungen Gehalt zu verleihen. Einstweilen kenne ich aber keinen besseren und brauchbareren Menschen als Runkel, und stimme unmaßgeblich für seine fernere einstweilige Benutzung.

Der Dr. Kutscheit, früher bei mehreren litterarischen Unternehmungen in Berlin beteiligt, arbeitet jetzt hier an der Ober-Postamts-Zeitung; er drängte sich in den ersten Tagen sehr an mich, indem er seine Eigenschaft als Preuße geltend machte, und stellte mir schließlich die Zumutung, ich möchte einen Artikel über die Absichten Preußens beim Bundestage schreiben, und dessen Aufnahme persönlich von Herrn von Dörnberg, dem Disponenten der Zeituug verlangen, dieser werde dann nicht wagen, sie zu verweigern. Infolge dieses plumpen Verlangens habe ich mich näher nach Kutscheit erkundigt und erfahren, was Eure Exzellenz wohl schon wissen, daß er ganz der ultramontanen Richtung ergeben ist, und angeblich von Baron Brenner[1]) inspiriert wird. Kutscheit sprach davon, daß die Königliche Regierung in Coblenz eine konservativ-katholische Zeitung gründen wolle, um der Volkshalle das Gegengewicht zu halten und entwickelte seine Ansichten und Ratschläge über diesen, wie mir scheint sehr nahe liegenden aber praktisch mit Erfolg kaum durchführbaren Plan; sollten Sich Eure Excellenz dafür interessieren, so werde ich in meinem nächsten Schreiben näher auf seine Angaben eingehen. Ich sehe bei Durchlesung, daß ich oben gar nichts über Herrn von Scheele[2]) und

[1]) Legationsrat bei der österr. Gesandtschaft am Bundestag

[2]) Der Hannoversche Bundesgesandte

von Oertzen[1]) gesagt habe. Beide sind entschiedene Rechtsbodenmänner, letzterer fast zu sehr Jurist und etwas pedantisch; er verläßt Frankfurt heut, weil er die Nachricht von dem schweren Erkranken seiner Frau erhalten hat und geht zu dieser nach Mecklenburg. Scheele gefällt mir am besten von allen; ich bin sehr bekannt mit ihm geworden und glaube, daß seine Unterstützung uns in allem, was man von Hannover erwarten kann, nicht fehlen wird.

Frau von Brints[2]) hatte gestern einen Brief vom Fürsten Leiningen aus London, den sie mir stückweis mitteilte; er schreibt, daß der Prinz[3]) auf Hof und Land einen sehr günstigen, Vertrauen erweckenden Eindruck mache. Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin gelte für extravagant anglice geschrieben mit zwei! dahinter.

Der Dr. Zirndorfer, ein einfältiger aber tätiger Agent, hält mich einigermaßen au fait über die hiesigen Arbeitervereine; ich werde morgen die Ehre haben Eurer Excellenz darüber Näheres zu berichten, und einige der Broschüren aus jenem Revier beizulegen, heut dringt der Postschluß.

Eigenhändiges Privatschreiben des Rates bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestag und Geheimen Legationsrats von Bismarck-Schönhausen betr. den Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England (Auszug)

Frankfurt a./M. den 27. Mai 1851

... Die Herzogin von Cambridge sagte mir gestern viel von der Anerkennung, welche die Liebenswürdigkeit S. K. H. des Prinzen in England und namentlich bei der Königin

---

1) Der Mecklenburgische Bundesgesandte

2) Die Schwester des russischen Gesandten von Meyendorf. Herr von Brints war der Eigentümer des Journal de Francfort

3) Gemeint ist der Prinz von Preußen

gefunden habe, und sprach zugleich aus, wie sehr man in den höchsten Kreisen erfreut und beruhigt sei, daß dem Prinzen keine Art von Unannehmlichkeit von seiten der gemischten Bevölkerung, die dort versammelt ist, widerfahren sei. Sie lobte die Vorsicht des Prinzen, der seinen Aufenthalt auf den Palast beschränke, so daß er sich selbst „l'auguste prisonnier“ zu titulieren pflege.

Eigenhändiges Privatschreiben des Rates bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestag und Geheimen Legationsrats von Bismarck-Schönhausen, betr. verschiedene preßpolizeiliche Details, den Austritt der preußischen Provinzen Preußen und Posen aus dem Bunde. Die österreichisch-preußische Erklärung wegen Wahl des Ausschusses für die Centralkommission. Reibereien innerhalb der österreichischen Garnison in Frankfurt a. M. Die Prinzessin von Preußen (Auszug)

Frankfurt a./M. den 12. Juni 1851

Eurer Exzellenz beehre ich mich nachstehendes Supplement meines gestrigen Schreibens[1]) zu übersenden.

Dem Dr. Runkel habe ich, ohne ihm sein bisheriges Verhältnis aufzukündigen, die Möglichkeit davon in der Perspektive gezeigt, indem von den hiesigen Zeitungen die Oberpostamtszeitung zu sehr von Österreich, das Frankfurter deutsche Journal aber von seinem demokratisierenden Abonnentenkreise abhängig sei, um dem preußischen Einfluß einen Spielraum zu gönnen, der so bedeutende Opfer wie die Diäten des Dr. Runkel auf die Dauer rechtfertige. Er war über diese Eröffnung sichtlich bestürzt, berief sich darauf, daß er seit fast zwanzig Jahren zur preußischen Regierung in Beziehung stehe, und bei dem Aufhören derselben vis-à-vis

[1]) Abgedruckt in Preußen im Bundestag, Bd. IV, S. 10

de rien sein werde, zumal das Bekanntsein der bisherigen Art seiner Verwendung ihm ein anderweites Unterkommen im Gebiete der Presse fast unmöglich mache. Ich habe ihm den Rat gegeben, für den Fall, daß seine bisherige Tätigkeit eine Ende nehmen sollte, sich mit der Bitte um anderweite Verwendung an das Königliche Ministerium zu addressieren. Eine bedeutende publizistische Kapazität ist er nicht, und ich halte ihn politisch nicht für so zuverlässig, daß man ihn ohne sichere Kontrolle und Aufsicht benutzen könnte; aber er hat während der langen Zeit seiner Wirksamkeit, in welcher er oft mehr Vertrauen genossen hat als ratsam war, vielfache und nutzbare persönliche Beziehungen angeknüpft und wird, wenn man ernsthaft mit ihm redet, alles tun, was man von ihm verlangt, auch bescheiden in seinen Ansprüchen sein. Ich möchte daher vorschlagen, ihn in einer subalternen Stellung, die ihn vor Brotlosigkeit schützt, für etwaige fernere Benutzung disponibel und unschädlich zu erhalten, falls die Möglichkeiten dazu vorhanden sind. Seine hiesigen Leistungen sind mit sechzig Taler monatlich zu teuer erkauft. Rudloff [1]) schlug mir andere Persönlichkeiten an Runkel's Stelle vor, beispielsweise Hermes, der für etwa eintausend Taler dazu bereit sei. Meiner Ansicht nach würde es, falls Eure Exzellenz überhaupt geneigt sind, soviel daran zu wenden, zweckmäßiger sein, eine tüchtige Kapazität der Art in Berlin zu stationieren; es ist von hier aus schwer, für ein Blatt, welches überall für ein halb amtliches gilt, wie die Preußische Zeitung, den richtigen Ton und die richtige Grenze in raisonnierenden Artikeln zu finden, da man hier nicht jederzeit über das, was die Regierung in den einzelnen Fragen halboffiziell veröffentlichen

---

[1]) Assessor Rudloff, attachiert der Bundestagsgesandtschaft speziell für die Preßangelegenheiten

kann und will, au fait sein wird, und es daher vorsichtiger erscheint, hier geschriebene Artikel der Regel nach in Blättern zu drucken, wo die Regierung sie ohne Unbequemlichkeit desavouieren kann. Hier komme ich mit Rudloff aus, er ist fleißig und flink, und bin ich Eurer Exzellenz für seine Hersendung sehr dankbar. Falls die disponibeln Fonds es zulassen, würde es mir sehr lieb sein, wenn bei Runkel's Ausscheiden die bisher an ihn gezahlten Beträge für Zwecke der Polizei und der Presse bei der Bundestagsgesandtschaft verwendbar blieben. Ich würde bei Benutzung dieser Mittel nicht von der Überzeugung ausgehen, daß sie notwendig konsumiert werden müßten, sondern nur da, wo sicherer Vorteil zu erwarten ist, mit Sparsamkeit und Vorsicht zur Verwendung schreiten; ich bescheide mich aber gern, da ich die Geringfügigkeit der Mittel im Verhältnis zu den vielfachen Anforderungen kenne.

Bei der in der gestrigen Sitzung vorgekommenen Frage wegen des Austritts unserer Provinzen scheint Thun sich mit seiner, mir von Hause aus unerwarteten Willfährigkeit, die Wahl eines Ausschusses ohne formulierten Antrag von Preußen zu veranlassen, übereilt zu haben; nach Beratung mit Herrn von Nell[1]) zieht er ihn heute früh in einem Billet an Rochow zurück, weil er sich überzeugt habe, daß die große Mehrzahl der Bevollmächtigten (die er seitdem gar nicht gesprochen hat) zur Wahl einer Kommission ohne bestimmten Antrag nicht schreiten wolle. Dem heut hierüber an Ew. Exzellenz abgehenden Bericht füge ich nur noch hinzu, daß Herr von Scheele bei Gelegenheit einer Privatunterredung seine Bereitwilligkeit aussprach, unsere Wünsche wegen Preußen und Posen, in dem Falle, daß sich ein

[1]) Beamter bei der österreichischen Bundestagsgesandtschaft

ostensibler Anlaß, z. B. Zahlung von Matrikularbeiträgen, darböte, um die rechtliche Lage der Sache zu erörtern, selbsttätiger zu unterstützen, daß ihm aber in diesem Augenblick in der Eigenschaft eines Vertreters von Hannover, jeder schickliche Vorwand fehle, um Anträge in unserem alleinigen Interesse zu motivieren.

Die von Preußen und Österreich neulich ergangene gemeinschaftliche Erklärung wegen Wahl des Ausschusses für die Centralkommission [1]) hatte, wie ich mir schon gestern anzudeuten erlaubte, mehrseitige Befürchtungen wegen etwa darin versteckter Nebenabsichten erweckt. Graf Thun hatte Herrn von Rochow, wie ich glaube, absichtlich nicht Zeit gelassen, dieses lange und undeutliche Aktenstück näher zu prüfen, ehe es vorgebracht wurde. Bei dem Minister von Wintzingerode [2]), Herrn von Fritsche und Eisendecher bin ich bemüht gewesen, und ich glaube mit Erfolg, den entstandenen Argwohn zu zerstreuen, der sich teils an die wichtigtuende und weitläufige Motivierung, teils an den zweideutigen Ausdruck knüpfte, durch den man, wie es schien, die vorhergenommene Verabredung über Limitierung der Zeit auf sechs Wochen, hatte illusorisch machen wollen . . .

Zwischen dem hiesigen österreichischen Infanterieregiment und dem österreichischen Jägerbataillon finden seit einiger Zeit heftige Reibungen statt, so daß Exzesse durch die Offiziere nur mit großer Wachsamkeit vermieden werden. Beide Truppen sind Böhmen, die Jäger aber als Elite bevorzugt, und

---

[1]) Zu verstehen ist hierunter der in der Bundestagssitzung vom 11. Mai 1851 gestellte Antrag betr. die Übertragung des Bundeskommissoriums in der kurhessischen und holsteinischen Angelegenheit an Preußen und Österreich

[2]) Wintzingerode, Freiherr von, Präsident des Nassauischen Staatsministeriums

meist gewandtere, hübschere Leute beim Tanz. Der Homburger Vorfall wird hier, auch bei österreichisch gesinnten Frankfurtern sehr übel aufgenommen, und für unmotiviert gehalten . . . .

J. K. H. die Prinzessin von Preußen ließ mir in Baden durch den Grafen Boos ihr Bedauern ausdrücken, daß sie mich bei der Kürze meines Aufenthalts nicht sehen werde, und die Hoffnung, daß ich bald wiederkommen würde. Ich hatte das nicht erwartet.

Eigenhändiges Privatschreiben des Bundestagsgesandten von Bismarck-Schönhausen betr. den Legationsrat Wentzel, einen anonymen Brief aus Nürtingen, einen Bericht über die Frankfurter Vereine (Auszug)

Frankfurt a./M. den 17. August 1851

— — Legationsrat Wentzel[1]) hat nunmehr eine Wohnung für sich gemietet, er wartet aber noch mit einiger Bangigkeit auf seine definitive Bestallung.

Den Brief des Anonymus aus Nürtingen beehre ich mich zurückzureichen. Meine Erkundigungen, soweit ich sie ohne Indiskretion ausdehnen konnte, sind erfolglos gewesen, und haben sich leider durch Versendung der Sache, d. h. des anonymen Schreibens, an einen Freund in Baden in die Länge gezogen. Nürtingen ist eine Württembergische Oberamtsstadt, eine kleine Tagereise südöstlich von Stuttgart. Ich zweifle nicht, daß der Empfehlende und der Empfohlene identisch sind, und in dieser Voraussetzung möchte ich nach der Fassung des Schreibens auf einige Selbstüberschätzung des Absenders rechnen. Indessen würde ich doch gehorsamst vorschlagen, wenn auch die gestellte Frist von drei Wochen

[1]) Der erste Nebenbeamte Bismarcks bei der Bundestagsgesandtschaft

verstrichen ist, das Signal in der Allg. Zeitung noch geben zu lassen, damit der Unbekannte sich demaskiert, was Eure Exzellenz nicht hindern würde, die Unterhaltungen demnächst scheitern zu lassen. Ein brauchbarer Agent ist viel wert . . .

In der Anlage beehre ich mich Eurer Exzellenz einige Berichte über die hiesigen Vereine nebst Drucksachen gehorsamst zu überreichen, indem ich mir vorbehalte, auf dieses Thema in meinem nächsten Briefe zurückzukommen, weil heut der Postschluß drängt.

Eigenhändiges Privatschreiben des Bundestagsgesandten von Bismarck-Schönhausen betr. verschiedene Personalfragen bei der Bundestagsgesandtschaft, den Antrag auf Bundeszulage für die Frankfurter Garnison, die Wohnungsfrage des Gesandten (Auszug)

Frankfurt a./M. den 27. August 1851

— — Bardeleben[1]) ist noch hier, unbeschäftigt; ich habe seinetwegen, da er hier Diäten ohne Äquivalent bezieht, gestern mit dem Telegraphen bei Herrn von Le Coq[2]), angefragt. Für die Preußische Zeitung habe ich Rudloff zur Pflicht gemacht, mindestens zwei Korrespondenzartikel wöchentlich zu liefern. Rudloff hat den Wunsch, noch einen oder zwei Monat hier zu bleiben, falls es mit den Absichten Eurer Exzellenz übereinstimmt, indem er hofft unter meiner Leitung behufs seiner Ausbildung in nähere Beziehung zu den Geschäften zu treten, als bisher der Fall gewesen ist. Ich kann seinen Eifer und seine Treue nur loben, nament-

[1]) Derselbe war früher den preußischen Bundeskommissarien in Frankfurt a./M. beigegeben

[2]) Unterstaatssekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin

lich wenn man seiner Tätigkeit einen regelmäßigen und festen Rahmen gibt; auch seine äußerliche Erscheinung hat an Politur gewonnen, seit er hier ist. Der Vorstand der hiesigen Kanzlei, Hofrat Kelchner ist schon ziemlich hoch bejahrt, und wenn er auch seinen Posten jetzt und hoffentlich noch länger gut versieht, so dürfte doch auf die Erziehung eines Nachfolgers für den Fall seiner Invalidität Bedacht zu nehmen sein. Ob der Kanzlist Eckert nach seiner vierunddreißigjährigen treuen Dienstzeit dazu geeignet ist, will ich bisher weder bestreiten noch behaupten; seinem Kollegen Knatz würde man aber, wegen seiner verwandtschaftlichen Beziehungen hier, und weil er kein Preuße ist, die erste Stelle, wenn sie vakant werde, m. E. besser nicht anvertrauen, und es dürfte vielleicht, wie ich schon mündlich die Ehre hatte Eurer Exzellenz zu bemerken, sicherer sein, ihn an eine andere Gesandtschaft zu versetzen, und statt seiner einen zuverlässig bekannten, und nach Umständen als Kanzleivorstand später verwendbaren Beamten heranzuziehen.

Herrn Wentzel kann ich nach wie vor nur loben, ich wünschte sehr ihn behalten zu können, und er hat mir auch gesagt, daß er gern bleiben wolle.

Graf Waldersee[1]) ist in großer Mißstimmung darüber, daß er den Antrag auf eine Bundeszulage für die hiesige Garnison, für den er in der Militärkommission votiert hat, rückgängig machen soll. Vielleicht wäre es möglich, ihn dieser Unannehmlichkeit überheben zu können, da der Antrag der Militärkommission nur einen gutachtlichen Charakter hat, und die Auffassung Preußens in der Bundesversammlung

---

[1]) Der preußische Erste Bevollmächtigte an der Bundesmilitärkommission

und deren Militärausschuß durch mich noch anderweit geltend gemacht werden könnte.

Der Oberforstmeister Steffens in Aachen, der, wie ich glaube, die Ehre hat, Eurer Exzellenz bekannt zu sein, hat sich an mich gewandt, um seinen Sohn, der jetzt bei einem rheinischen Gericht arbeitet, auf einige Zeit als Attaché bei der Bundesgesandtschaft beschäftigt zu sehen. Er ist ein wohlgesinnter und wohlhabender Mann; ich habe ihm geantwortet, daß ich glaubte, Eure Exzellenz würden seinen Wünschen nicht entgegen sein, und ihn aufgefordert, ein desfallsiges schriftliches Gesuch unter Beifügung seiner Zeugnisse an Eure Exzellenz zu richten, und erlaube mir dasselbe, wenn es eingeht, zu befürworten; ich kenne den Herrn von Steffens aus der Zeit meines Referendariats in Aachen und vom vereinigten Landtage her, und seinem Sohn bleibt die Rückkehr zur Justiz immer offen, wenn er und die Diplomatie sich, vermöge dieses Versuchs als Attaché, incommensurabel erweisen sollten. Nach Aussage des Vaters spricht er gut französisch und englisch und ist ein wohlerzogener Sohn.

Ich bin noch beschäftigt eine Wohnung zu suchen, eine schwierige Aufgabe bei der geringen Auswahl wirklich passender. In bezug auf die ehemalige des Reichsverwesers habe ich länger mit dem abwesenden Besitzer verhandelt, da man mir Aussicht gemacht hatte, sie für 5 bis 6000 Gulden mit Möbels zu bekommen; nachdem man hier heut, auf ein Bedürfnis spekulierend, die unverschämte Forderung von 11000 fl. macht, habe ich natürlich darauf verzichtet, und werde mich mit einer weniger glänzenden begnügen . . . . In etwa drei Wochen erwarte ich meine Familie hier und wollte mich dann zum 1. Oktober in einer von den drei Wohnungen etablieren, zwischen denen ich noch die Auswahl habe.

Eigenhändiges Privatschreiben betr. die seltsame Abreise des Amtsvorgängers von Rochow. Die Wahl des Kommandierenden für das Frankfurter Bundeskorps, den Gehalt des Legationsrats Wentzel. Die Tätigkeit des Referenten des „politischen Ausschusses", die handelspolitische Lage. Die Verlegung des preußischen 29. Regiments von Frankfurt a./M. Wohnungssorgen des Bundesgesandten. Die Ischler Begegnung des Kaisers von Österreich mit dem König von Preußen. Wühlereien bei den Preußischen Truppen (Auszug)

Frankfurt, den 6. September 1851

[Benachrichtigung Manteuffel's von der Abreise des Bismarck'schen Amtsvorgängers, von Rochow, ohne eine vorgängige Aussprache über die Lage der Geschäfte.]

Ich verstehe nicht, was Herrn von Rochow zu diesem Verfahren bewogen hat, da er, wie ich jetzt bestimmt weiß, niemals beabsichtigt hat, vierundzwanzig Stunden länger hier zu bleiben, worauf ich um so gewisser rechnen durfte, da er am Abend vor seiner Abreise in mehreren Stunden, die ich bei ihm zubrachte, das Eingehen auf geschäftliche Unterredungen, wie sie mir notwendig schienen, vermied, und ich sie, bei seinem angegriffenen Zustande mit seiner Zustimmung auf „morgen" verschob, wo er dann abgereist war, mir, aber nicht ihm, unerwarteter Weise.

Zur Stelle eines Kommandierenden für das hiesige Bundeskorps soll von uns der Generalleutnant von Tietzen vorgeschlagen werden. Ich kenne diesen Herrn nicht persönlich, aber nach dem, was ich von Uhden[1]) und aus Zeitungen über sein Auftreten in Kassel weiß, halte ich die Wahl für keine glückliche. Er hat dort in amtlichen Proklamationen sich für die Partei der Opponenten erklärt und wird von

---

[1]) Uhden von, Preußischer Bevollmächtigter in Kassel

Österreich und dessen Anhängern mit einem Mißtrauen aufgenommen werden, welches die Schwierigkeiten einer solchen Stellung sehr vermehren wird. Zur Überwindung derselben wird ein sicherer Takt in politischen und geselligen Beziehungen erforderlich sein, und dieses ist eine Eigenschaft, die in dem Verfahren des Generals von Tietzen in Kassel, wie es Uhden schildert, nicht hervorgetreten ist. Vielleicht wären in dem General von Schreckenstein oder von Bonin geeignetere Persönlichkeiten vorhanden, aber mein Urteil stützt sich in bezug auf Tietzen und Bonin lediglich auf Äußerungen anderer Gewährsmänner, nicht auf eigene Anschauung.

Mit dem Legationsrat Wentzel bin ich nach wie vor sehr zufrieden. Auf Eurer Exzellenz gegen ihn zu Mainz oder hier gemachte Äußerungen hat er nunmehr Bedacht auf sein definitives Etablissement hier genommen. Von dem etatsmäßigen Gehalt der hiesigen ersten Stelle mit 2200 Thaler wird er hier aber, da er verheiratet ist, schwerlich bestehen können. 3000 dürften mindestens erforderlich sein, namentlich wenn es mir, wie es den Anschein hat, nicht gelingen sollte, eine Wohnung zu bekommen, deren Größe mir Gelegenheit gibt, ihn unter erleichternden Bedingungen für ihn, mit unterzubringen. Vielleicht gibt die von Eurer Exzellenz in Aussicht gestellte Besetzung der Residentur durch den ersten Beamten der Bundestagsgesandtschaft (bei der Stadt Frankfurt allein) Gelegenheit, Wentzel ein volles Auskommen mit 3 bis 4000 Thaler zu gewähren.

Der Vortrag des Herrn von Schele [1]), der der Referent des Ausschusses in bezug auf den Beschluß vom 23. August [2])

---

[1]) Der Hannoversche Bundestagsgesandte

[2]) Vgl. über diesen Ausschuß (der Humor der Diplomaten nannte dieses Kollegium den „Reaktionsausschuß") „Preußen im Bundestag". Bd. I S. 29 I die Einleitung

ist, wird in diesen Tagen bei den Mitgliedern zirkulieren, und werde ich, sobald er an mich gelangt, mich beehren, Eurer Exzellenz Abschrift davon nebst Bericht darüber einzureichen.

In den handelspolitischen Fragen tauchen die von Österreich in Dresden verfolgten Pläne jetzt wieder auf; der ehemalige Minister von Bruck[1]) befindet sich seit einigen Tagen hier, und es ist doppelt erfreulich, daß der Zollverein diesen Bestrebungen gegenüber durch Eurer Exzellenz glänzenden Succeß in dem Handel mit Hannover[2]) eine feste Grundlage und Richtung von Neuem gewonnen hat. Die Einberufung der Dresdener Fachmänner hierher wird von Graf Thun lebhaft betrieben, und habe ich heut einen Bericht über die Lage dieser Angelegenheit an Eure Exzellenz abgesandt.

Zwischen Graf Waldersee und Major Deetz[3]) dauert die gereizte Stimmung fort. Letzterer wünscht die Verlegung des 29. Regiments von hier, während ersterer für das Gegenteil tätig ist. Richtig ist, daß in einem Teil des Offiziercorps ein Sinn herrscht, der mir nicht gefällt, und der sich dadurch charakterisiert, daß sie ihre politische Nahrung aus der Kölnischen Zeitung bisher zogen; einer der Stabsoffiziere, Major Kählau, passiert für einen eingefleischten Gothaer, und alle politisieren sie zuviel. Unter der Mannschaft kommen, wie wahrscheinlich in jedem Regiment, einzelne Exemplare von Demokraten vor, und ein altländisches Regiment wäre hier aus vielen Rücksichten besser angebracht.

---

[1]) Minister des Innern in Oesterreich

[2]) Gemeint ist der zwischen Preußen und Hannover am 7. September 1851 abgeschlossene Handelsvertrag, wodurch letzteres sich verpflichtete, mit den dem Vertrage beitretenden dermaligen Steuervereinsstaaten in einen gemeinschaftlichen Zollverein mit Preußen und den zollvereinten Staaten zu treten

[3]) Preußischer Major, Stadtkommandant von Frankfurt a./M.

Ich vermute aber, daß Deetz, wenn er über dieses Thema nach Berlin berichtet, in seinem Eifer und seiner Gereiztheit den Geist des Offiziercorps sowohl als der Leute in einem schwärzeren Lichte betrachtet, als wirklich der Fall ist.

Ich bin noch immer in Verlegenheit wegen meiner zu nehmenden Wohnung; die Vermiether fordern mir so übermäßige Preise ab, daß ich mich auf die bisher mir angebotenen nicht einlassen kann. 12000 Gulden für ein gutes und großes, 6000 für ein aufs Äußerste beschränktes, unmöbliertes Quartier. Wahrscheinlich werde ich, um nur angemessen unterzukommen, trotz des bevorstehenden Winters, eine elegante Rothschildsche Villa nehmen müssen, die an der Chaussee nach Bockenheim, etwa so weit vom Tore als die Linden lang sind, liegt, eine Entfernung, die hier für sehr weit gilt. Wegen Einrichtung meines Haushaltes habe ich schon Schritte getan, und würde es für meine Entschließungen auf diesem Felde sehr wünschenswert sein, wenn Eure Exzellenz die Geneigtheit hätten, mich in Betreff der Einrichtungsgelder, über die ich in Mainz die Ehre hatte, mit Eurer Exzellenz Rücksprache zu nehmen, mit Anweisung zu versehen. Eine mäßige Summe habe ich aus eigenen Mitteln flüssig gemacht, dazu wollte ich den bis zum 1. Oktober fälligen Gehaltsteil und die Einrichtungsgelder fügen; weiter, als die in meiner Hand befindlichen und gelangenden baren Mittel reichen, werde ich mich mit meiner Ausstattung keinenfalls versteigen, denn ich habe der Passiva leider zu viele geerbt, um nicht gegen jeden Zuwachs daran sorgfältig auf der Hut zu sein, und mein Freund und Nachbar Otterstädt[1]) gibt mir trotz der be-

[1]) Otterstädt, Freiherr von, Legationsrat. Preußischer Minister-Resident in Darmstadt

trächtlichen Einnahmen seiner Frau ein Beispiel, welches zur Vorsicht auffordert.

Ich fürchte mich einigermaßen vor etwaigen persönlichen Verabredungen der Majestäten in Ischl und davor, daß unser allergnädigster Herr, in dem arglosen und vertrauenden Wohlwollen seines Herzens, Konzessionen ohne Äquivalent dem Kaiser macht.

Der beigefügte Bericht von Deetz vom 8. cr. (?) datiert, ist schon einmal an Herrn von Rochow und durch diesen vielleicht an Eure Exzellenz eingereicht worden.

Unter anderen bedenklichen Erscheinungen befindet sich ein Prem. Leutnant Keßler hier, der am 22. Oktober 1850 mit Erlaubnis zum Tragen der Regimentsuniform vom 35. Infanterieregiment verabschiedet worden ist, und sich mit wühlerischen Versuchen unter Mißbrauch seines dienstlichen Charakters an unsere Truppen, besonders die Artillerie, drängen soll. Die hiesige Polizeiverfassung bietet kein Mittel dar, sich seiner zu entledigen.

Ich muß, wenn ich die Länge dieses wenig interessanten Schreibens überblicke, mir Ew. Exzellenz gewohnte gütige Nachsicht vergegenwärtigen, um so viele, meist sehr unbedeutende Notizen Ihnen vorzulegen.

Eigenhändiges Privatschreiben betr. den Prinzen von Preußen, Preß- und Polizeiangelegenheiten, den Herzog von Augustenburg (Auszug)

Frankfurt, den 29. September 1851

[Bismarck berichtet, er habe dem Prinzen von Preußen, der sich bei Gelegenheit einer Tischeinladung bei demselben darüber beklagte, daß er seit langer Zeit über den Stand der preußischen Politik nichts erfahre, eine eben von Berlin erhaltene politische Nachricht mitgeteilt]

S. K. H. sprach seine lebhafte Befriedigung darüber aus, daß Eure Excellenz der supponierten Krisis von 1852

ohne Besorgnis und ohne Neigung zu gewaltsamen Staatsstreichen entgegensähen, und er sagte, er sei mir doppelt dankbar für die gemachte Mitteilung, weil dieselbe sein Vertrauen zur Regierung belebt und gestärkt habe. Eurer Excellenz möchte ich anheim geben, ob es nicht zweckmäßig sein dürfte, bei Sr. K. H. das Interesse an den Maßregeln der Regierung und das richtige Verständnis derselben durch öftere Mitteilungen lebendig zu halten. Ich fand den Prinzen im ganzen sehr ruhig und korrekt in seinen politischen Auffassungen. Das Verfahren Bethmann-Hollwegs [1]) mißbilligte er entschieden; er habe sich in einer längeren Unterredung Mühe gegeben, Bethmann von seinen Ansichten zurückzubringen und begreife nicht, wie ein sonst so gescheuter und wohldenkender Mann eine so verkehrte Auffassung habe gewinnen können. Von Goltz [2]) sprach S. K. H. mit Bedauern, daß seine Fähigkeiten durch seine Leidenschaften neutralisiert und unnützlich gemacht würden. Die Frau Prinzessin von Preußen, die vorgestern Abend unerwartet mit dem Prinzen eintraf, aber nach einstündigem Aufenthalt auf dem Bahnhofe die Reise nach Weimar fortsetzte, sah sehr wohl und sehr gut aus, wie ich, trotz der von I. K. H. mir diesmal zu teil gewordenen sehr ungnädigen und geringschätzenden Begegnung, zu bemerken nicht unterlassen konnte. Seine K. H. dagegen war in hohem Grade gnädig und offen zu mir.

Auf das heut erhaltene geehrte Reskript in Preßangelegenheiten habe ich Rudloff beauftragt, einen amtlichen Bericht zu entwerfen; für heut gestatte ich mir nur folgende Bemerkung. Es ist unverkennbar, daß persönliche aus älteren

---

[1]) Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, später preußischer Kultusminister

[2]) Robert von Goltz, Protokollführer der Bundescentralkommission demnächst preußischer Gesandter in Athen

mir nicht vollständig bekannten Beziehungen herrührende Animositäten die Beziehungen zwischen Rudloff und der Preußischen Zeitung erschweren. Ich hatte ersterem heut den angemessenen Befehl erteilt, der Neuen Preußischen Zeitung keine Nachrichten zu geben, welche die Preußische Zeitung nicht wenigstens einen Tag früher gehabt hat. Auf der anderen Seite scheint mir die Beschwerde des Dr. Rutenberg vom 17. c. nicht frei von Gereiztheit, die nicht notwendig in der Sache ihr Motiv findet. Das hiesige Intelligenzblatt erhält von mir gar keine politischen Mitteilungen, weil Zirndorfer mir nicht diskret genug ist; Rudloff gibt ihm seiner Erklärung nach nur das, was vorher an die Reform geschrieben ist. Was etwa sonst darin steht, ist entweder offenes Gerücht, oder Produkt subalterner Indiskretion bei irgend einer Gesandtschaft.

Letztere Quelle ist diejenige, aus der die Kasseler Zeitung schöpft, und zwar dem Vernehmen nach bei der österreichischen Kanzlei, so daß ich Nachrichten, zu deren Veröffentlichung ich mich sonst nicht befugt gehalten haben würde, mitunter deshalb an die Preußische Zeitung habe schreiben lassen, weil sie durch die Kasseler Zeitung schon unrechtmäßigerweise publiziert waren. Eine offiziöse Zeitung wie die Preußische darf aber m. E. nicht zu gut unterrichtet sein, grade weil es für sie leicht ist, alles zu wissen. Das Verfahren der Kasseler Zeitung erregt bei den Gesandten schon hinlängliche Entrüstung, der nur das Ziel fehlt, weil Österreich jede Verbindung in Abrede stellt: Ein gleiches Verfahren dürfte für die Preußische Zeitung untunlich sein, oder doch die Folge haben, daß die übrigen Regierungen jedes Band lästiger Diskretion vollends abstreifen. Der Kreuzzeitung gehen mit meinem Willen nur solche Artikel zu, die sich wegen Unverbürgtseins oder wegen ihrer polemi-

schen Natur für ein gouvernementales Blatt nicht eignen; wenn ihr Rudloff faktische Notizen über Bundestägliches früher schickt als der Pr. Zeitung, so würde das meinen ausdrücklichen Anweisungen widersprechen, wegen der Kargheit und Verspätung der Nachrichten aber ist er unschuldig, da er stets früher und weiter den Schleier hat lüften wollen, als es mir recht schien. Will indessen die Reform selbst die Verantwortung für die Sichtung des Materials übernehmen, so habe ich zu diesem Behuf mit der heutigen Sendung von Nachrichten eine Probe gemacht, von der wir die praktischen Folgen und die Möglichkeit der Durchführung den anderen Bundesgesandten gegenüber als Maßstab für die Zukunft entnehmen können. Ich glaube einstweilen nicht, daß das gehen wird, Dr. Rutenberg wird vielmehr darauf gefaßt bleiben müssen, daß Nachrichten durch Indiskretionen früher ins Publikum gelangen, als es durch Abdruck in einem als ministeriell bekannten Organ statthaft ist.

Mit vielem Dank acceptiere ich die monatlich 60 Thaler für Preßsubventionen und werde mir erlauben quartaliter über deren Verwendung zu berichten. Für polizeiliche Zwecke disponiere ich aber bisher nur über die 18 Thaler monatlich für Zirndorfer, und wenn der Herr Dr. Quehl[1]) von der Voraussetzung ausgeht, daß dieser würdige kleine Mann, jetzt 30 Thaler monatlich bezieht, so habe ich ihm zwar bisher, d. h. für Juli und August, vorschießend aus eigenen Mitteln, außer den 18 Thalern seine liquidierten Auslagen mit 30 Thalern für zwei Monat ersetzt, aber eine amtliche Anweisung habe ich noch nicht dazu, weder für diesen Ersatz noch für die Erhöhung seiner Subvention auf 30 Thaler; vielmehr habe ich in dieser Beziehung nur nach Eurer Ex-

[1]) Referent der Centralstelle für Preßangelegenheiten in Berlin

zellenz mündlich ausgesprochenen Geneigtheit gehandelt. Je länger ich mit Zirndorfer verkehre, desto mehr überzeuge ich mich indessen, daß er zwar durch seinen Diensteifer und seine große Lokal- und Personalkenntnis sehr nützlich hier am Platze ist, ihm aber jede Befähigung zum persönlich aktiven höheren Polizeidienst abgeht. Inwieweit der Major Deetz seine polizeilichen Erhebungen nutzbar macht, weiß ich nicht, halte seine Berichte auch nicht immer für zuverlässig, indem ich glaube, daß er mehr nach Bedürfnis für irgend einen grade verfolgten Zweck Schatten und Licht aufträgt, als daß er bemüht wäre, sachlich zu bleiben. Auch Rudloff ist kein Polizeimann und wäre hier m. E. für einen solchen eine sehr fruchtbare Station. Ich werde mich deshalb mit Eurer Exzellenz erteilter Erlaubnis an das Ministerium des Inneren wenden, entweder um Geld, oder noch lieber um einen Beamten, der im Auftrage des Herrn Ministers des Innern sich hier und in der Gegend länger aufhielte.

Den Prinzen von Preußen Königliche Hoheit habe ich heut früh zum Bahnhof geleitet. Den Herzog von Augustenburg habe ich vor einigen Stunden verfehlt und werde ich ihn morgen unter Bezugnahme auf die Instruktion vom 25. um Förderung der verheißenen Erklärung mahnen.

Die Poststunde hat mich unter vielfachen Störungen durch Besuch wieder ereilt, so daß ich für heut schließen muß.

Eigenhändiges Privatschreiben betr. Personalien bei der preußischen Bundestagsgesandtschaft (Auszug)

Frankfurt, den 5. Oktober 1851

... Das anliegende Gesuch von Rudloff befürworte ich gern seinem Wunsche gemäß, falls Eure Exzellenz keine demselben entgegenstehende Bedenken haben. In der Zeit,

da Rudloff hier ist, habe ich mich vielfach überzeugen können, daß er Eurer Exzellenz persönlich dankbar und ergeben ist, und Sie die Bestätigung dessen in jeder Stellung von ihm erwarten können. Was sein ferneres Hierbleiben anbelangt, so wiegt der Umstand, daß er sich in die hiesigen Geschäfte schon eingelebt hat, für mich den Mangel einigermaßen auf, den er im Vergleich mit manchem Andern auf dem Felde der gesellschaftlichen Diplomatie darbietet, zu der er weniger geeignet erscheint. Seine rasche und stets bereite Arbeitskraft macht ihn namentlich bei dringenden Fällen sehr nützlich, und wenn er durch einen Anderen hier ersetzt werden sollte, so interessiere ich mich lebhaft dafür, daß es ihm nicht schlechter geht, als seine Treue und Brauchbarkeit verdienen, und würde ich es als einen Zuwachs persönlicher Verpflichtung gegen Eure Exzellenz ansehen, wenn Sie ihm Ihre Geneigtheit bewahren. Die hiesigen Geschäfte sind ungleich in ihrer Quantität, an manchen Tagen ist wenig, an anderen hat das ganze jetzige Personal der Gesandtschaft vollauf zu tun, so daß mit weniger als zwei Beamten die Geschäfte nicht regelmäßig und mit der nötigen Gründlichkeit zu bewältigen sein würden. Dabei könnte der erste Beamte aber recht gut die Residentur bei der Stadt mitversehen, und den Umstand aufhören lassen, daß die meist schleunigen Paß- und Handelssachen (Verifikationen, Arrest pp.) vorzugsweise in den Händen der hiesigen Subalternen liegen, von denen ich eigentlich nur dem Eckert vollständig traue und ihn gern behalte, wenn er auch ein Mensch von einer hypochondrischkrankhaften Empfindlichkeit ist. Solche Leute mit überreiztem point d'honneur haben aber sehr ihre guten Seiten. ...

Von Oppermann[1]) habe ich vorgestern einen Brief erhalten; er ist übel gelaunt, daß bisher keine der Hoffnungen, die durch frühere Anerbieten in ihm erregt sind, sich verwirklicht hat; Schellwitz Ernennung hat diese Empfindung geschärft. Ich werde mir erlauben, Ihrem Herrn Bruder darüber zu schreiben.

Eigenhändiges Privatschreiben betr. das Referat über die Hamburger Verfassungsfrage. Die Bildung des Reklamationsausschusses. Die Einrichtungsgelder für den preußischen Bundestagsgesandten. Frau von Bismarck (Auszug)

Frankfurt, den 9. Oktober 1851

... In dem auf Grund des Beschlusses vom 23. August gewählten Ausschusse ist mir das Referat über die Hamburger Sache übertragen; in dem Reklamationsausschusse ist es von Herrn von Münch auf Dr. Linde durch Vermittelung des Grafen Thun übergegangen. Nach erfolgter Verständigung mit Linde habe ich Hoffnung, diese Angelegenheit schon in der nächsten Sitzung zum Vortrag und hoffentlich zur Beschlußnahme eines Inhibitoriums zu bringen. Das übelste Element in diesem Ausschusse ist Bayern, welches durch eine unglückliche Courtoisie von Graf Thun und mir hineingekommen ist, indem wir beide um Herrn von Xylander in andern Fragen zu gewinnen, ihm unsere Stimmen gaben, dabei aber glaubten, er werde doch nicht gewählt werden. Nun hatten aber Bayern, Darmstadt und Mecklenburg jedes neun Stimmen, und durch einen voreiligen Verzicht des Herrn von Oertzen kam es dahin, daß

[1]) Wie es scheint, eine an der offiziösen Presse beschäftigte Persönlichkeit

dieser Stellvertreter, die beiden andern aber Mitglieder wurden. Xylander ist jeder direkten und kräftigen Einwirkung des Bundes auf die Regierungen entgegen. . . .

Von Dr. Quehl habe ich ein Privatschreiben erhalten, dessen Beantwortung ich bisher noch habe aussetzen müssen. Er bespricht darin, in einer Art, deren gute Absicht ich nicht verkenne, und anknüpfend an eine beiläufige mündliche Äußerung von mir, die Unzulänglichkeit der von mir bezogenen Einrichtungsgelder im Vergleich mit dem wirklichen Bedürfnis; so richtig diese Andeutung ist, so wünschte ich doch weniger wie irgend jemand an Eurer Exzellenz große Güte gegen mich Anforderungen zu knüpfen, die das gegebene Maß übersteigen, und wenn ich auch noch keine Erfahrung in den Exigenzen eines Hausstandes, wie mein jetziger ist, habe, so glaube ich doch den Anforderungen der Repräsentation, einschließlich der Einrichtung, mit den mir angewiesenen Mitteln genügen zu können, gewiß wenigstens dann, wenn Eure Exzellenz geneigt sind, wie Wentzel mir zu glauben Grund gab, für die hiesige Stelle die volle frühere Ausstattung einschließlich der Mietsentschädigung zu gewähren; dann denke ich ohne weitere Beihilfe allen vernünftigen Anforderungen in würdiger Weise zu genügen; erlauben die Verhältnisse das nicht, so werde ich mich nach der Decke strecken.

Meine Frau, die glücklich hier eingetroffen ist, trägt mir auf, Ihrer Frau Gemahlin ihre Empfehlung zu machen, und ihren herzlichen Dank, für die sehr gütige Aufnahme auszusprechen, die Ihre Frau Gemahlin ihr in Berlin hat zu Teil werden lassen; meine eigene Empfehlung haben Exzellenz wohl die Güte auszurichten.

Eigenhändiges Privatschreiben, betr. die Beschreibung des Balls bei einem Frankfurter Gesandten. Die Flachheit der Frankfurter Gesellschaft. Der handelspolitische Ausschuß, der Herzog von Augustenburg. Bismarck's Teilnahme an den Berliner Kammersitzungen (Auszug)

Frankfurt, den 5. November 1851

[Beschreibung einer kleinen exklusiven Gesellschaft, deren Mitglieder die petits entrées in dem Salon eines Frankfurter Gesandten haben.]

... Ich hatte das Vergnügen mit den Frauen der meisten Fournisseurs meines Haushaltes in einer Quadrille zu tanzen, und über die Zuvorkommenheit dieser Damen meine bittern Gefühle über die hohen Rechnungen und schlechten Waren ihrer Gatten zu vergessen. Mein vis-à-vis im Contretanz war die Frau des Herrn, der die Güte hat, mich mit Zigarren zu versehen, und der Mann meiner Nachbarin hatte meiner Frau vorgestern Gardienenzeug zugemessen.

[Die Damen gingen in einer Weise dekollettiert, daß die Gemahlin Bismarck's stets mit sittlicher Entrüstung, um mit Stiehl zu reden, heimkehre.]

Bemerkenswert ist die, das übliche Maß der Flachheit hinter sich lassende, vollständig inhaltlose Flachheit der Konversation; gegenseitiges Überbieten in Prunk und Anregung der Sinnlichkeit sind die einzigen Bindemittel dieser Geselligkeit, die für mich keinen anderen Gesichtspunkt bietet, als den der Erfüllung der Pflichten meiner Stellung.

Über den Stand der handelspolitischen Frage habe ich die Ehre Eurer Exzellenz einen Bericht gleichzeitig zu überreichen und füge demselben nur hinzu, daß Graf Thun die weitere Entwicklung der Sache sehr eilig betreibt; heut haben wir Ausschußsitzung gehabt, lediglich zu dem Zweck, den Antrag an die Bundesversammlung zu formulieren, und morgen sollte schon, ebenfalls nur zum Behuf der

Entgegennahme dieses Antrages, Sitzung sein, die aber aus anderen Gründen auf Freitag verschoben wurde. Für den Antrag, wie Geh. Rat Delbrück ihn Eurer Exzellenz mitteilen wird, glaube ich stimmen zu können, wenn ich nicht bis Freitag um ein Uhr telegraphisch anderweit instruiert werde.

Über den Herzog von Augustenburg werde ich morgen berichten; er beabsichtigt eine Abfindung in Renten, wie er sagt wegen der Unsicherheit, abzulehnen; er muß vor kurzem irgend eine Veranlassung zur Steigerung seiner Erwartungen erhalten haben....

Einige Besorgnis oder doch Unbehaglichkeit verursacht mir der Gedanke an die Kammerzeit und die dann eintretende Doppelexistenz für mich. Eine Vertretung hier am Ort durch einen förmlich ernannten interimistischen Substituten halte ich kaum tunlich; der Wechsel in Behandlung von Sachen und Personen würde seine Nachteile haben, und dann kann man dem Bundestage gegenüber kaum vertreten, daß man faktisch die Stellung eines Abgeordneten der zweiten Kammer für gewichtiger hält als die eines preußischen Bundestagsgesandten. Eine gelegentliche und wiederholte Reise nach Berlin läßt sich eher rechtfertigen.... Indessen unterwerfe ich mich natürlich ganz der Entscheidung Eurer Exzellenz und bin bereit da, wo Sie meine Tätigkeit am nützlichsten plaziert halten, mit gleicher Dienstwilligkeit in der Kammer oder hier.

Eigenhändiges Privatschreiben, betr. Glückwunsch zum Geburtsfest Manteuffel's, Zietelmann, ungeschickte offiziöse Preßleistungen (Auszug)

Frankfurt, den 2. Februar 1852

Eurer Exzellenz würde ich sehr gern meinen Glückwunsch zu Ihrem Geburtsfeste persönlich dargebracht haben, wenn

mich nicht die Besorgnis hier fesselte, daß während meiner Abwesenheit neue Incidenzpunkte die Flottenangelegenheit wieder mehr verwickeln könnten, nachdem sie schon zu einer, außer Verhältnis des Wertes der ganzen Flotte bedeutenden Prinzipienfrage angewachsen ist. Ich erlaube mir daher nur schriftlich meinen aufrichtigen Wunsch auszudrücken, daß Gott wie bisher so auch ferner mit Ihnen sein wolle, namentlich aber Ihnen die friedlichen Segnungen der Häuslichkeit bewahren, deren Wert in dieser Zeit alle diejenigen besonders hoch anschlagen lernen, welche durch Berufs- und Zeitverhältnisse genötigt sind, der übrigen Welt öfter die Spitze als die Hand zu bieten. . . .

Der Dr. Quehl hatte mir Aussicht gemacht, daß Zietelmann[1]) bald auf eine seinem Fleiß und Diensteifer, aber auch seinen Fähigkeiten, entsprechende Weise anderweit würde verwendet werden können; der Beteiligte selbst scheint aber bisher keine Aussicht auf eine derartige Veränderung zu haben; ich werde bei Gelegenheit mir mündlich weitern Vortrag über diesen Gegenstand erlauben. Für jetzt will ich nur obiter Eurer Exzellenz Aufmerksamkeit auf eine Gattung von Artikeln in der Düsseldorfer und in Berliner Zeitungen, die mit der Centralstelle in Verbindung stehen, lenken, in welchen ohne Not aus der Kreuzzeitung polemische Motive zu Angriffen auf den gesamten Stand der „Junker“ und deren Parteirichtung genommen werden, die verletzen, ohne zu nützen. Die Zeit drängt.

---

[1]) Preußischer Regierungsassessor, demnächst Regierungsrat, Hilfsarbeiter für Preßsachen bei der Bundestagsgesandtschaft

Eigenhändiges Privatschreiben betr. die Akkreditierung des österreichischen und preußischen Gesandten in Paris. Aus der Bundestagssitzung (Auszug)

Frankfurt a./M. den 13. Januar 1853

... Es geht hier das Gerücht, daß die Akkreditierung unseres und des österreichischen Gesandten in Paris Schwierigkeiten finde, indem man dort verlange, daß sie der Absendung der Beglaubigungen für die französischen Gesandten in Wien und Berlin vorhergehen solle, wie dies in ähnlicher Weise von Seiten Rußlands geschehen sei. Etwas Sicheres habe ich indessen noch nicht ermitteln können ....

In der heutigen Bundestagssitzung ist der Antrag, die Regierungen zur Anmeldung ihrer Liquidationen in einer endlichen Frist von 3 Monaten aufzufordern, mit allen Stimmen außer der von Bayern und Dänemark angenommen worden. Ferner wurde auf die Reklamation der Schleswig-Holsteinischen Offiziere beschlossen, Preußen und Österreich um faktische Aufklärung anzugehen.

Eigenhändiges Privatschreiben betr. Frau von Manteuffel, die Geburtstagsfeier des Prinzen von Preußen. Besuch Bismarcks in Koblenz (Auszug)

Frankfurt a./M. den 24. März 1853

Eurer Exzellenz sage ich meinen Dank für das gütige und ausführliche Privatschreiben vom 15. c., aus dem ich mit Bedauern entnommen habe, daß Ihre Frau Gemahlin von einem Leiden heimgesucht worden ist, welches ich als zwar ungefährlich aber sehr schmerzhaft kenne. Ich bitte der gnädigen Frau mein Beileid und meine herzlichen Wünsche, daß die Herstellung schon erfolgt sein möge, auszudrücken ...

Der Geburtstag Sr. K. H. des Prinzen von Preußen ist von dem hiesigen Offiziercorps mit einem Diner gefeiert worden, dem ich als Gast beiwohnte. In den letzten Jahren sind die Spitzen der hiesigen Militärbehörden an diesem Tage stets zur Gratulation nach Koblenz gegangen; diesmal hat der Prinz es wegen der stillen Woche verbeten, und mir durch Graf Pückler schreiben lassen, daß er diejenigen hiesigen Civilbeamten, welche die Absicht gehabt haben würden, sich am 22. in Koblenz einzufinden, zum 30. c. empfangen wolle. Auch Graf Goltz, der Adjutant, welcher neulich hier war, glaubte, daß der Prinz meinen Besuch erwarte. Da ich persönlich der Erwartung sehr gern entspreche, so bitte ich um die geneigte Erlaubnis, zum 30. c. auf einen Tag nach Koblenz gehen zu dürfen. Vielleicht kann ich da auch noch etwas dazu beitragen, die unrichtigen Vorstellungen zu bekämpfen, die man Sr. K. H. von der Bedeutung des Vertrages mit Österreich gemacht hat.

Eigenhändiges Privatschreiben betr. den Besuch Bismarck's bei dem Prinzen von Preußen in Koblenz. Beschreibung der dortigen Ballgesellschaft. Der Prinz und die handelspolitische Frage (Auszug)

Frankfurt a./M. den 1. April 1853

... Vorgestern fand ein Ball im dortigen[1]) Schloß statt, der, wenigstens in dem nicht uniformierten Teile der Gesellschaft, eine eigentümliche Mischung darbot, sowohl den politischen Meinungen wie der gesellschaftlichen Stellung nach. Ich fand dort Reichensperger, den Apotheker Mohr, der früher Mitglied der Linken der zweiten Kammer war, einen Weinhändler, bei dem ich meine Bestellungen machen

[1]) Koblenzer.

konnte, und viele unbekannte, auf einem Hofballe durch ihre Tournüre das Auge verletzende Erscheinungen. Einer besonderen Intimität mit J. K. H. der Prinzessin erfreut sich eine Frau Deichmann aus Köln, geb. Schaffhausen, eine lebhafte brillentragende Dame von ziemlich emanzipiertem äußeren Wesen. Eine dortige Dame sagte mir, daß sie sehr befreundet mit J. K. H. sei, bei längeren Besuchen im Schloß wohne, und beide sich gegenseitig „du" nennten. Ich wage nicht zu entscheiden, ob diese Art von Popularität die Rheinländer mehr als bisher preußisch macht; wenn es ist, so will ich mich darüber freuen. Für meine Person wurde ich sehr gnädig aufgenommen, auch von der Frau Prinzessin, was bisher weniger der Fall zu sein pflegte.

In bezug auf den Handelsvertrag sagte mir der Prinz schließlich, daß er nichts weiter daran zu tadeln finde, als die erneute „Einladung" der Coalitionsstaaten zu den Zollkonferenzen. Es gelang mir, S. K. H. auch über diesen Punkt beifälliger zu stimmen und darzutun, daß wir nicht wegen Formalien mit Österreich und der Coalition, und außerdem mit Hannover, gleichzeitig gespannt bleiben und gegen alle Front machen könnten, es vielmehr besser sei, einem Teil unserer Gegner goldene Brücken zu bauen, und an ihnen Verbündete gegen andere zu gewinnen. Eurer Exzellenz letztes Schreiben hatte den Prinzen schon sehr beruhigt, und war er besonders mit der Zurückhaltung in der Flüchtlingsfrage zufrieden . . .

3.

Bismarck in Frankfurt a. M.

„Aus dem Leben eines Glücklichen“ betitelt sich ein im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienenes Buch, worin Regierungspräsident a. D. Gustav von Diest „Erinnerungen eines alten Beamten“ veröffentlicht, und besonders eingehend seine Beziehungen zu dem Fürsten Bismarck schildert, die bis in die Frankfurter Gesandtenzeit desselben zurückreichen und 16 Jahre währten. Im März 1873 zog sich von Diest zürnend von Bismarck zurück, wegen der Hinneigung des letzteren zu den Liberalen, wegen der auf Bismarck's Antreiben erfolgten Versetzung Diest's aus dem liebgewordenen Wiesbaden nach Danzig, endlich wegen des Kampfes, welchen Diest's Bruder gegen die angebliche Stellung Bismarck's zu Geldmächten begonnen hatte.

Wir erfahren aus dem Buche, daß sich Bismarck im Jahre 1850 ernsthaft um eine Anstellung im anhaltischen Dienste beworben hatte, wenn auch nur mit 1000 Taler Gehalt, da seine Einnahmen als Besitzer von Schönhausen nicht mehr reichten, die notwendigsten Ausgaben zu bestreiten. Was wäre aus Bismarck — so meint Diest — und mit ihm auch aus der ganzen neuesten Geschichte geworden, wenn

Bismarck sein Leben im kleinen anhaltischen Dienste zugebracht hätte.

Da Diest häufig Gast des Bundestagsgesandten von Bismarck in Frankfurt a. M. war, so war ihm ein tiefer Einblick in dessen reizendes, echt deutsches und positiv christliches Familienleben gestattet; Diest war Zeuge der kostbaren Unterhaltungen zu jeder Tageszeit, welche durch Bismarck's geistreiche und oft urkomische Gedankenblitze gewürzt wurden, endlich der bewundernswerten Bescheidenheit neben aller Kraft, durch welche Bismarck vor aller Selbstüberhebung behütet wurde; alle Schmeicheleien und Huldigungen, die er schon damals erfuhr, glitten an ihm ab, wie an einer Aalhaut.

„Was war er aber auch gesegnet durch seine Frau und seine Kinder! Johanna, geb. von Puttkamer, war eine echt pommersche, treue und vornehme Seele. Ihr ganzes Streben war nur, ihrem Manne zu dienen. Bismarck selbst erzählte in Frankfurt einmal die Geschichte seiner Verlobung. Er sei damals, als pommerscher Junker auf seinem Gut Kniephof wohnend, nicht gerade im besten Rufe gewesen, trotzdem habe er es gewagt, um Fräulein von Puttkamer anzuhalten. Auf der Postfahrt nach Rheinfeld habe ihn ein Mitreisender gefragt, wohin er denn wolle, und demnächst ihm mitgeteilt, daß sich das Gutsfräulein in Rheinfeld, die recht häßlich sei, mit dem tollen Bismarck auf Kniphof verloben wolle. Erschreckt sei nun der Reisende gewesen, als Bismarck sich ihm vorgestellt und Fräulein Johanna als seine künftige Braut bezeichnet habe."

Diest's Freund, Robert von Keudell war schon seit seiner Jugendzeit durch sein vortreffliches Klavierspiel mit dem musikalisch sehr gut beanlagten Fräulein von Puttkamer, so bekannt geworden, daß sie selbst oft erklärte, Bismarck habe Keudell

mit in die Ehe nehmen müssen. So machte es sich nun von selbst, daß Keudell, der damals Regierungsassessor in Potsdam war, und Diest als Hilfsarbeiter beim Oberpräsidium in Koblenz zu Bismarcks eingeladen wurden, um dort gemeinsam Musik zu machen. Musiziert wurde gründlich, zu jeder Tages- und Nachtzeit, denn Bismarck liebte schon damals erst spät in der Nacht zu Bett zu gehen, dagegen auch morgens erst um 10 oder 11 Uhr zum Vorschein zu kommen; einmal wurde bis morgens 8 Uhr die ganze Nacht hindurch musiziert, gesungen und getrunken. Weil Bismarck so spät aufstand, kam er nur sehr selten zum Besuch des Gottesdienstes in die Kirche, dagegen las er der versammelten Familie und seinen besten Freunden an einem Sonntagmorgen eine von den tiefen, aber dabei überlangen Predigten von Hofacker vor, dazu, wie er es täglich tat, die Losungen der Brüdergemeinde.

Wohl hatte Diest immer den Eindruck, daß Bismarck gewaltige Gaben habe, aber daß er fleißig sei, hatte er bis dahin nie geglaubt. Aber auch darüber wurde Diest in Frankfurt eines besseren belehrt, denn er sagte eines Tages seinen Freunden, daß er auf alle Vergnügungen verzichten müsse, weil er eine große Arbeit habe. Da kam er denn mit einem viele Bogen langen, am Schlusse noch nassen Briefe an, den er an den General von Gerlach (für den König Friedrich Wilhelm IV. bestimmt) geschrieben, und erklärte, er wolle ihn beiden Herrn vorlesen, weil es ihm zu langweilig sei, ihn allein nochmals durchzulesen. Mit welcher Präzision Bismarck in diesem Briefe die ganze damalige politische Lage Europas und insbesondere Preußens dem Könige unterbreitete, konnte Diest nur von Herzensgrunde bewundern.

Eines Abends war der preußische Gesandte in Florenz, von Reumont, zum Tee eingeladen. Ein lebendiges Gespräch

entwickelte sich, als Bismarck die Notwendigkeit eines Bündnisses mit Frankreich gegen Österreich behauptete. Damals liebte es Bismarck noch sehr, wenn ihm widersprochen wurde, ja, er war dann besonders liebenswürdig und geistreich in der Abwehr des Widerspruches. Ebenso war Bismarck tief durchdrungen von der Notwendigkeit eines Bruches mit Österreich, wie dies ja auch besonders der Verlauf des Frankfurter Fürstentages im Jahre 1863 gezeigt hat.

Rührend war Bismarck bei dem unermüdlichen Anhören von Musik, gewöhnlich las er dabei. Diest und Keudell spielten einmal sein Lieblingsstück, eine Sonate von Mendelssohn für Klavier und Cello, und glaubten gar nicht, daß er aufmerksam zugehört. Da stand er nach dem Andante auf und sagte zu Diest: „Solch ein Cello wirkt ja wie eine Bombe, welche, gut gezielt, einen Menschen mit sich fortreißt." Zu Mittag wurde immer Hausmannskost gegeben, aber tüchtig getrunken, und da wurde einmal ein silberner Champagnerkühler eingeweiht, den Bismarck sich von alten Talern zu seiner großen Freude hatte fertigen lassen.

Mit seinen drei Kindern war Bismarck besonders gerne zusammen und freute sich darum auch, daß Diest den Kindern Geschichten erzählte, wie er sie von seinem Hauslehrer Müllensiefen überkommen hatte. Eine Geschichte interessierte die Kinder besonders lebhaft, weil dort zwei Mönche aus einem Ziegelstein, den sie in einen Kochtopf werfen, eine herrliche Suppe bereiten, indem sie sich die Zutaten zu dieser Suppe ohne Aufhebens verschafft hatten. Nach vielen Jahren kam Bismarcks Tochter bei einer Reichstagsgesellschaft in Berlin Herrn von Diest mit einem Teller entgegen, den sie von dem belagerten Buffet mit Speisen gefüllt hatte, und diese Gabe begleitete sie mit den Worten: Das ist für die Geschichte von der Ziegelsteinsuppe in Frankfurt a. M.

Wie schwer Bismarcks soziale Lage namentlich in den ersten Jahren zu Frankfurt a. M. war, beweist u. a. das jetzt kaum glaubliche Faktum, daß ein ganzes Offizierskorps eine Einladung zu Bismarck ablehnte, weil er nur Visitenkarten herumgeschickt und nicht persönlich einen Besuch gemacht hatte.

Die Versetzung nach Petersburg traf Bismarck sehr plötzlich. Seine Frau erzählte Diest die originelle Art, in welcher ihr Mann sie von dieser Versetzung in Kenntnis gesetzt. Er sei von einem Ausgang in ihre Stube getreten und habe aus seinen Taschen eine russische Grammatik und ein russisches Wörterbuch auf den Tisch geworfen mit den Worten: „Frau, jetzt müssen wir russisch lernen!"

4.

Bismarck und David Hansemann

Das vor einigen Jahren erschienene Werk „David Hansemann von Alexander Bergengrün“ Berlin, Guttentagscher Verlag, bringt über das Verhältnis des Fürsten Bismarck zu Hansemann interessante Aufschlüsse. Auf dem ersten und zweiten Vereinigten Landtage nahm Bismarck Hansemann hauptsächlich aus dem Grunde aufs Korn, weil er in demselben die Verkörperung der rheinischen Liberalen erblickte, die damals in Berlin um Einfluß und Stellung kämpften. In der Ernennung Bismarck's zum Gesandten in Paris erblickte Hansemann einen Mißgriff, einen noch größeren in der Ernennung des kecken, streitbaren und redegewandten Junkers zum Ministerpräsidenten, weil er von demselben eine Sprengung des deutschen Zollvereins, eine Allianz mit Frankreich und Rußland, Gefahren für Österreich und die Inaugurierung einer annexionslustigen Politik befürchtete. Nichts gab Hansemann eine Gewähr dafür, daß hinter den ersten öffentlichen Ankündigungen Bismarck's sich ein gewaltiger, tatkräftiger Wille und die größte staatsmännische Einsicht verbargen. Ohne diese schien Hansemann aber das Gebahren Bismarck's gradezu frivol. „International revolutionär und im Innern

konservative Politik treiben das kann ebenfalls Louis Napoleon; in Preußen aber hätte man — so lautete Hansemanns Urteil — von so gefährlichem Spiel sich fern halten sollen". Auch mit der Art, wie Bismarck zu Anfang die dänische Streitsache behandelte, konnte sich Hansemann nicht befreunden; als aber dann bald die diplomatischen Erfolge zu Tage traten, fielen Hansemann die Schuppen von den Augen, und er schämte sich nicht, offen einzugestehen, sich in Bismarck getäuscht zu haben. Ganz offen bekennt Hansemann dieses in einem am 23. Juli 1864 aus Schlangenbad an einen politischen Freund gerichteten Briefe, worin er alle diplomatischen Siege Bismarck's aufzählte und sodann schloß: „Also — diese Eigenschaften Bismarck's hielt ich nicht für möglich". Mit der Überzeugung, daß der unvergleichliche Staatsmann Preußen einer neuen großen Aera entgegenführe, ist Hansemann zu Grabe gegangen.

Persönliche Berührungen haben zwischen David Hansemann und Bismarck, wenn man von einer am 10. oder 11. November 1862 stattgehabten Audienz absieht, in welcher Hansemann dem Ministerpräsidenten seine Ideen über die Beilegung der Zollvereinskrisis darlegte, nicht stattgefunden.

Von der Wandlung, die in Hansemann's Ansichten über Bismarck vorgegangen, hatte der letztere keine Kenntnis, und deshalb erblickte Bismarck in Hansemann bis zuletzt einen politischen Gegner, den man bekämpft, wenn man demselben seine Achtung auch nicht vorenthalten kann.

5.

Bismarck und Robert von Keudell

In der langen Reihenfolge von Bismarck's „Leuten" hat kaum einer so denkwürdige Zeiten mit seinem Chef durchgemacht und auch als Mensch dem Bismarckschen Hause so nahe gestanden, als Robert von Keudell.

Rottenburg war freilich auch fast zehn Jahre in der nächsten Nähe der Bismarck'schen Sonne, aber nicht zu jener bedeutsamen Zeit, als das Bismarck'sche Lebenswerk noch im Werden war, und zwar während zweier großer Feldzüge. Keudell stand Bismarck durch Herkunft und Lebensauffassung, durch sein soldatisches Blut und durch vielfache, gemeinsame Erinnerungen näher als irgend einer von den Mitarbeitern des Begründers des Deutschen Reichs. Als Arbeiter war er gewandt, im Salon am Klavier anregend, außerdem eine liebenswürdige Persönlichkeit.

Angeregt durch das von ihm herausgegebene Bismarckbuch [1]), besuchte ich Ende 1901 den in Berlin ganz zurückgezogen lebenden Diplomaten, und gebe im Nachstehenden

[1]) Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872 von Robert von Keudell. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

das Ergebnis, die durch unsere Unterhaltung angeregten Erinnerungen und Beobachtungen über den von uns gleich verehrten ersten Kanzler wieder.

Wiewohl wir aus Bismarcks Reisebriefen ersehen, daß er ein großer Schwärmer für Natur und schöne Landschaften war, so hat es ihn doch seltsamer Weise niemals nach Italien hingezogen. Genua und Venedig sind die südlichsten Punkte Italiens, die er erreicht hat. Für künstlerische Interessen war er nicht leicht zu haben; wiederholte Anregungen des Botschafters Keudell, in Rom eine deutsche Kunstanstalt, ein Atelierhaus für die Landsleute zu errichten, ähnlich wie die Franzosen und die Spanier ein solches besitzen, fielen auf unfruchtbaren Boden. Alle öffentlichen Mittel gehörten nach Bismarcks Auffassung den unmittelbar nützlichen und dringlichen Zwecken. Er wußte es am besten, wie schwer die Mittel selbst für die dringendsten Bedürfnisse des öffentlichen Lebens zu beschaffen waren. Der in ihm vielleicht schlummernde Kunstsinn ist offenbar in der Jugend weder bewußt geweckt, noch durch die Umgebung unbewußt angeregt worden. Einem so ausgesprochen cholerischen Temperament ist die Kontemplation überhaupt versagt, ohne welche ein Genuß an bildender Kunst nicht denkbar ist. Selbst in der Erholung hatte er den Trieb der Selbsttätigkeit, wie beim Jagen und Reiten. Nur musikalischen Genüssen pflegte er sich, namentlich in jüngeren Jahren, gern hinzugeben; im allgemeinen liebte er mehr leidenschaftlich erregte, als beruhigende Stücke:

„Wir sind nicht mehr beim ersten Glas,
Drum denken wir an dies und das,
Was rauschet und was brauset!“

Es gibt in der Geschichte so viel große Männer, deren überquellende Naturkraft sich nicht nur im Genialen und

Hohen, sondern auch im allzumenschlich Ewig-Weiblichen dokumentiert hat. Ich erinnere nur an Napoleon I., Cäsar und Alexander. Mit um so größerem Stolze können wir Bismarck als absolut sittenreinen Mann auch in dieser Beziehung als Vorbild seines Volkes darstellen. Ihm, dem so viel Möglichkeiten von Frauenliebe und Anbetung geboten wurden, lag das Gefühl des tiefen Ernstes der Liebe zu sehr im Herzen, als daß er je flüchtig daran gestreift hätte. Er war eben durchaus ein Teutone, ein keuscher Mann, der sich selbst für zu würdig hielt, um sich nur auszuleihen. Ohne prüde zu sein oder der Natur ihr Recht verwehren zu wollen, war er jeder Frivolität feind und duldete in der behaglichen Atmosphäre seines Hauses auch keinen Anflug von Cynismus.

Als die Zeit, da Bismarck am erfolgreichsten und intensivsten wirkte, müssen die Jahre von 1863 bis 1866 bezeichnet werden. Als Gesandter in Frankfurt a. M. leistete er ja allerdings auch Erfreuliches, wenn man bedenkt, daß er ganz als homo novus in die Karriere trat. Sein Einfluß auf die Politik hat sich auch bereits damals bei verschiedenen Anlässen betätigt — aber schöpferisch, jeden Tag einen neuen Baustein zur Einigung Deutschlands hinzufügend, trat er erst seit dem Beginn der dänischen Wirren auf, und mit 1866 war das Reich in nuce bereits geschaffen. Der Krieg von 1870/71 war dann eine Naturnotwendigkeit und die Errichtung des Deutschen Reichs die unmittelbare Folge des siegreichen Krieges.

Am geselligsten ging es in seinem Hause in Frankfurt zu, wo es in einem Winter bis zu vier Bällen kam. Sein Gehalt betrug dort 22000 Taler. In Petersburg mußte auf Bälle verzichtet werden, da die dortige Hofgesellschaft sehr groß und in allen äußerlichen Beziehungen verwöhnt

war. Das für diesen Posten ausgeworfene Gehalt belief sich auf 33000 Taler. Als Minister verminderte sich sein Gehalt auf 10000 Taler bei freier Wohnung; daneben bezog er vom Jahre 1866 ab bis 1876 als Minister von Lauenburg 4000 Taler. Er pflegte in Berlin außer dem üblichen Festessen zu Königs Geburtstag (nie mehr als 40 Personen) nicht gerade viele große Diners, aber jährlich einen Ball zu geben. Dagegen liebte und pflegte er bekanntlich die ungezwungene Gastfreundschaft; fast täglich waren bei Tisch mehrere Gäste. Die Erwerbung von Varzin änderte nichts in diesen Gewohnheiten, da das Gut vor Anlegung der dortigen Holzpapierfabrik nichts brachte. „Das ist ein Ungeheuer," sagte er gelegentlich, „das sich selbst auffrißt." Erst die große Dotation von Friedrichsruh gestattete ihm, Ersparungen zu machen. Im höheren Alter scheint in dem großen Manne entschieden eine direkte Freude am Gewinn und Besitz erwacht zu sein.

In Frankfurt a. M. erfreute sich Bismarck noch einer wunderbaren Gesundheit; dort wurde noch viel getrunken und riesig gegessen. Keudell erinnerte sich, daß der Chef einmal auf einen Sitz elf geräucherte Neunaugen verzehrte. In Koblenz speiste der Kanzler an einem und demselben Tage mit größtem Behagen um zwei Uhr bei dem Oberpräsidenten von Kleist-Retzow und um fünf Uhr beim Prinzen von Preußen zu Mittag. Die zweiunddreißig kerngesunden Zähne, welche er fast bis zum späten Alter besaß, kamen seiner Verdauung gewiß sehr zu statten. Was seine Konstitution nicht ertragen konnte, war Zorn über politisch Verkehrtes. Schon in Frankfurt a. M. bekam er infolge einer, wie er glaubte, unrichtigen Instruktion Manteuffel's in Betreff des Pariser Kongresses Gallenerbrechen. Die falsche Behandlung einer offenen Wunde hat in Petersburg seine Gesundheit

zuerst ernsthaft erschüttert. In den sechziger Jahren wurde der Arzt zu ihm selbst meist nicht vorgelassen; Frau von Bismarck war die Vermittlerin. Halb ernst, halb scherzhaft nannte Bismarck die Ärzte einmal „Komödianten, die sich das Wort gegeben haben, einander nicht zu verraten.“

Im Frühjahr 1883 war seine Gesundheit völlig untergraben, und es zeigten sich Symptome einer Magenerweiterung. In dieser Zeit sagt Bismarck zu Keudell: „Mich interessiert nichts mehr: es wäre am besten, wenn ich nicht mehr lebte.“ Unmittelbar darauf erschien Schweninger als Retter.

Bismarck besaß sicherlich eine große Menschenkenntnis; seine Natur war aber, wie er selbst einmal in einem Briefe an Gerlach sagte, so veranlagt, daß er bei einem Menschen mehr die Schattenseiten sah, als die guten Eigenschaften; damit hing wohl zusammen, daß ungünstige Urteile, die in der Umgebung Bismarcks gefällt wurden, leichter als günstige in seinem Gedächtnis hafteten.

Im dienstlichen Verkehr war er stets höflich; war aber ein Versehen vorgekommen, so blieb es niemals ungerügt; in Fällen solcher Art nahm seine Sprache mitunter einen bittern Charakter an; es waren dann die aufsteigenden Blasen der tiefen inneren Verstimmung. Das konnte vorkommen, wenn der Gang der auswärtigen Politik stockte; ging es gut vorwärts, so war er von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Lob spendete er selten, fast gar nicht, da er es als selbstverständlich betrachtete, daß man die ganze Kraft einsetzte und seine Sache ordentlich machte.

Eines Mittelsmannes zur Beseitigung von Differenzen mit dem König bedurfte Bismarck vor 1870 nicht, da er, wenn beide in Berlin waren, mit Ausnahme des Sonntags

jeden Tag zwischen vier und fünf Uhr persönlich den Immediatvortrag hielt.

Ein naher Freund des Bismarckschen Hauses war in den sechziger Jahren der Generaladjutant Gustav von Alvensleben; dieser hervorragend gescheite und zuverlässige Mann kam häufig unter Tags zu Bismarck's; er war ihm der Liebste unter allen Militärs und hat vor 1866 immer unbedingte Siegeszuversicht ausgesprochen, während Roon mitunter Bedenken hervortreten ließ.

Delbrück pflegte sich im Salon Bismarck's nicht einzufinden; geschäftlich leistete er dem letzteren hervorragende Dienste; die Geschäfte waren sein Lebenselement. Bismarck hat gelegentlich erzählt, er habe Delbrück im zweiten Jahre seines Ministeriums, als Delbrück noch Direktor im Handelsministerium war, gefragt, ob er nicht das Handelsministerium übernehmen wolle, da Graf Itzenplitz vielleicht bald zurücktreten würde. Delbrück lehnte aber ab, da er nicht an die Dauer des Ministeriums Bismarck glaubte. „Wenn dasselbe fällt — so falle ich mit — bleibe ich aber in meiner jetzigen bescheidenen Stellung, so bleibt mir meine Geschäftsabteilung gesichert. Ich kann ohne dieselbe nicht leben.“ In den ersten Jahren nach der Ernennung Delbrück's zum Präsidenten des Bundeskanzleramts hatte derselbe fast täglich Vortrag bei Bismarck.

Von den Kollegen Keudell's im auswärtigen Ministerium war dem Minister Kehler angenehm; Abeken war der Träger der politischen Abteilung, doch ist derselbe niemals in Varzin bei dem Chef gewesen. Von den Räten der handelspolitischen Abteilung war vielleicht nur Jordan dem Minister recht sympathisch. Der Direktor Philipsborn hatte jedoch fast täglich Vortrag über handelspolitische Fragen. Den Unterstaatssekretär von Thile schätzte Bismarck zwar als

zuverlässigen Mann; jedoch entwickelte sich kein innerer Verkehr zwischen beiden. Thile fand unnötig, „häufig in die Höhle des Löwen zu gehen“, da die Räte, wenn sie dem Chef selbst Vortrag hielten, „dessen Instruktionen am genauesten aufzufassen in der Lage wären.“

Im direkten Gegensatze zu dieser Auffassung pflegte der spätere Staatssekretär von Bülow — der Vater des jetzigen Reichskanzlers — alle Vorträge der politischen Abteilung beim Kanzler zu übernehmen, zum Kummer manches Referenten (Bucher).

Nach 1870 wurde das Verhältnis zwischen Bismarck und Thile immer kühler, zumal bekannt war, daß der frühere Gesandte von Savigny während des Krieges häufig in das Ministerium gekommen, um Thile in klerikalem Sinne zu beeinflussen. Kurze Zeit, nachdem Thile's Rücktritt wegen eines dienstlichen Zerwürfnisses erfolgt war, sagte Bismarck zu Radowitz: „Ich hätte mich von Thile schon ein paar Jahre früher trennen sollen; wir standen gar nicht mehr zusammen.“ Als Keudell aus dem auswärtigen Amte schied, bekam das von ihm versehene Kassen- und Personalreferat Otto von Bülow, der vor mehreren Jahren verstorbene preußische Gesandte am Vatikan; derselbe war in seinen Vorträgen kurz und sachlich und erfreute sich des Wohlwollens des Chefs.

Von den auswärtigen Diplomaten, welche zu Keudell's Zeiten an dem Berliner Hofe akkreditiert waren, stand Bismarck vielleicht nur Sir Charles Napier persönlich nahe, den er bereits von Petersburg her kannte. Auch der italienische Gesandte, Graf Launay, und der Vertreter Frankreichs, Taillerand, waren ihm persönlich angenehm. Benedetti mochte er bis 1866 recht gern, von da ab entwickelten sich die bekannten Differenzpunkte, unter denen natürlich auch das persönliche Verhältnis litt.

Ein fortlaufendes ausführliches Tagebuch à la Busch in Versailles — hat Keudell nicht geführt; dazu fehlte in den Jahren 1863 bis 1866 vor allem die Zeit. Wenn die Kollegen das Büreau verließen, ging er in den Salon und erhielt auch dort häufig noch geschäftliche Aufträge. Er hielt diesen nächtlichen Dienst für so wichtig, daß er Gesellschaften oder Theater nicht besuchte und beispielsweise Pauline Lucca nie gehört hat. Wenn er dann spät nachts in sein Zimmer kam, war die Müdigkeit gewöhnlich so groß, daß er nach ein paar Minuten in tiefen Schlaf versank.

Keudell schließt sein Buch mit dem Oktober 1872 ab, da mit dem Verlassen Berlins für ihn die Möglichkeit täglicher Beobachtung aufhörte.

Bismarck hielt seine Verwendung im Auslande für angezeigt, vielleicht um seine neunjährigen Dienste im Ministerium zu belohnen. Bismarck hat oft ausgesprochen, daß er die Existenz auf auswärtigen Posten für viel angenehmer und weniger aufreibend hielt als den Dienst in Berlin. Keudell kam seit 1871 nicht mehr in die Lage, dem Kanzler durch Musik zu dienen, da dessen Nerven sie nicht mehr vertrugen. Er fühlte sich daher abkömmlich und durch nichts verhindert, seiner jungen Frau die im Auslande mögliche Freiheit zu gewähren.

Von 1873 bis 1887 war er deutscher Botschafter beim Quirinal. Man kann wohl sagen, kein deutscher Botschafter hat vor noch nach ihm sich einer so großen Popularität erfreut wie Keudell.

Auch von Rom aus hat Keudell sich in jedem Jahre einmal in Varzin oder Friedrichsruh gemeldet und ist mit stets gleicher Herzlichkeit empfangen worden.

6.

Bismarck und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“.

Schon in seiner Abgeordnetenzeit hat Bismarck die Bedeutung der Zeitungen hoch angeschlagen; in Frankfurt a./M. hatte er dann in seinem Gesandtschaftshotel ein förmliches Preßbureau etabliert, und als Ministerpräsident, Bundeskanzler, Reichskanzler und Reichskanzler a. D. hat er die Presse unausgesetzt beeinflußt. In dieser langen Reihe von Jahren hat Bismarck in journalistischer Beziehung im Grunde nur einen Mann gefunden, der ihm völlig genügte; das war der Geheime Regierungsrat Dr. Hahn, der Leiter der offiziösen „Provinzial-Korrespondenz“. Bei der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ konnte Bismarck seiner Sache nur dann sicher sein, wenn er dem Blatte — es geschah dies, um den Ursprung des Artikels dem Setzerpersonal zu entziehen, meist auf ungestempeltem Papier — dasjenige übersandte, was einfach abzudrucken war. Bekam der Chefredakteur an einem Tage von Bismarck — wobei man vorzugsweise an das Auswärtige Amt und die Reichskanzlei zu denken hat — kein „Futter“, so blieb ihm nichts übrig, als auf gut Glück nach eigenen Konzepten zu arbeiten. Daß da mitunter gefährliche Entgleisungen vorkamen, kann man sich denken. Geheimrat Pindter operierte in Fällen,

wo die Zusendungen aus der Wilhelmstraße mitunter längere Zeit versiegten, vielfach mit Glück, da er mit den Zielpunkten der Bismarckschen Politik wohl vertraut war. Sein Vorgänger, Dr. Braß, war in solchen Jongleurkünsten nicht so bewandert; Bismarck wußte dies, und er ließ sich in den sechziger Jahren oft die Bürstenabzüge des Leitartikels zusenden, um zu sehen, ob alles stimmte, und um sie, wo es nötig war, selbst durchzukorrigieren. Das hätte nun zwar wie ein Mißtrauensvotum aufgefaßt werden können. Dr. Braß tröstete sich aber und sagte sich: lieber lasse ich diese Prozedur über mich ergehen und gewinne bei dieser Gelegenheit überdies noch wertvolle Bismarck-Autographen, als daß das Gewitter nachher über meinen Kopf hereinbricht.

Das Jahr 1867 war für Dr. Braß besonders verhängnisvoll. Die „Nordd. Allg. Ztg." hatte wiederholt so sehr danebengeschossen, daß Bismarck es bei Rügen nicht mehr bewenden ließ, sondern Braß seine Informationen völlig entzog. Der letztere handelte korrekt, indem er erklärte unter diesen Umständen von der Leituug des Blattes zurücktreten zu wollen. Da aber Bismarck dies Resultat keineswegs beabsichtigt hatte, so schrieb er dem Dr. Braß zurück, er wolle ihm versuchsweise die entzogenen Informationen wieder zugehen lassen, hoffend, daß er Verstöße, wie die gerügten, für die Folge zu vermeiden wissen werde. „Zu diesem Zwecke ist es vor allem nötig, daß Sie sich in brennenden Fragen solange der entschiedenen Parteinahme enthalten, bis Sie sich mit der amtlichen Stelle verständigt haben, und lieber schweigen, solange Sie der Haltung der Regierung nicht gewiß sind, und daß Sie außerdem Staaten, mit denen wir in Frieden leben, und Personen von Bedeutung, auch wenn sie unsere Gegner sind, mit Höflichkeit und Schonung behandeln."

7.

Bismarck und Eduard von Simson

Am 11. März 1893 besuchte ich den damals bereits achtzigjährigen ersten Reichsgerichtspräsidenten Eduard von Simson, um ihn über seine Beziehungen zu dem Fürsten Bismarck zu fragen.

Simson erzählte mir mit großer Geistesfrische und Lebendigkeit: „Meine Bekanntschaft mit Bismarck datierte von dem sogenannten Revisionslandtag (1849) her, wo ich mich, damals der altliberalen Partei angehörig, fast täglich mit ihm herumzankte. In der Kammer wurde er als ein extremer Junker angesehen, und dies war noch der Reflex seines Auftretens im vereinigten Landtag. Seine Ernennung zum Ablatus des Bundestagsgesandten von Rochow in Frankfurt a. M. schien uns allen eine ganz unbegreifliche Maßregel.

Anfang der sechziger Jahre wurde ich Präsident des Abgeordnetenhauses, in welcher Stellung mich später Grabow ablöste. Bei Gelegenheit einer Unterredung mit dem König Wilhelm I. drückte ich dem hohen Herrn mein Bedauern darüber aus, daß ich mich wegen einer bevorstehenden Operation nicht für tauglich hielt, den schweren und ver-

antwortlichen Präsidentenposten wieder zu übernehmen. Der König äußerte darauf, das sei zu bedauern, und als er wahrnahm, daß Grabow in der Nähe stand und die Unterredung gehört haben konnte, bemerkte er zu diesem: „Glauben Sie ja nicht, daß es mir unangehm ist, Sie an Simson's Stelle treten zu sehen.“ Grabow erwiderte, er trage auch seinerseits Bedenken, das Präsidium zu übernehmen, da seine Sinne die frühere Schärfe verloren hätten, und er nicht mehr alles hören und sehen könne, was vorgehe. Darauf der König, indem er Grabow auf die Schulter klopfte: „Dann hören Sie nur um so sorgfältiger auf mich.“

Nach 1866 erzählte Bismarck einst Simson: „Als ich beim Beginn des böhmischen Feldzugs Berlin verließ, verabschiedete sich der Gesandte einer fremden Macht von mir, mir ein glückliches Wiedersehen wünschend. — „Ja, wenn alles gut geht“, erwiderte ich, „widrigenfalls lasse ich mich in der nächstbesten Attacke niederreiten.“

Nach der Schlacht von Königgrätz, als der Kreis der Männer um den König sich bereits gelichtet hatte, und ich mich anschickte, allein davon zu reiten, kam ein General an mich heran, der mir sagte: „Sie können heute lachen, wenn das schief gegangen wäre, hätten Ihnen die Kehrweiber die Besen um die Ohren geschlagen.“

Im Jahre 1869 wurde Simson zum ersten Präsidenten des Appellationsgerichts zu Frankfurt a. O. ernannt. Dadurch wurde seine Stellung als Präsident des Abgeordnetenhauses von einer Neuwahl abhängig. Bismarck wünschte, daß die Wahl wieder auf Simson fiele; zu diesem Behufe leitete er die Sache so ein, daß dieselbe behandelt wurde, als sei der Präsident nur vorübergehend behindert, was zur Folge hatte, daß der Vizepräsident des Abgeordnetenhauses, der Herzog von Ujest, die Funktionen des Präsidenten ausübte.

Auf diese Situation bezieht sich das nachfolgende Schreiben Bismarck's an Simson, welches hiermit zum erstenmal vollständig veröffentlicht wird.

Berlin, 10. Februar 1869

Hochverehrter Herr Präsident!

Wenn Sie aus der Nähe hätten beobachten können, welche Ansprüche in den letzten Tagen der Hof- und der Staatsdienst an mich machen, so wäre ich Ihrer Nachsicht wegen unpünktlicher Beantwortung Ihres freundlichen Schreibens vom 31. ganz gewiß; aus der Ferne erbitte ich sie von Ihrem Vertrauen in die Gefühle persönlicher Sympathie und Verehrung, mit denen ich Ihnen von unserer ersten geschäftlichen Beziehung im Erfurter Parlament her stets ergeben gewesen bin, und die dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß wir über die Wege, auf welchen unserem Vaterlande zu dienen sei, mitunter abweichende Meinungen hatten und verfochten, obschon wir über das Ziel im Grunde einig waren.

Ich würde mich freuen, wenn ich mir das Verdienst Ihrer Ernennung beilegen könnte; aber es ging ganz von selbst, wie im Reichstage, daß the right man in the right place gelangte, und ich habe meinen Wunsch, Ihnen und unseren gemeinsamen Aufgaben zu dienen, nur durch Beschleunigung einer an sich zweifellosen Entwicklung betätigen können. Ich hoffe, daß die Formalitäten der Neuwahl sich rechtzeitig erledigen und daß der Reichstag die gewohnte Leitung auch in den ersten Tagen seines Zusammentrittes nicht entbehren wird; mit Gottes Hilfe werden wir dann die vor 2 Jahren gemeinsam begonnene Arbeit auch gemeinsam fortsetzen. Ihren Abschluß, soweit die geschichtliche

Entwicklung „Abschlüsse" kennt, werden unsere Kinder gewiß, wir vielleicht erleben.

In aufrichtiger Verehrung und Ergebenheit bin ich
Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener
von Bismarck.

In meinem Werke: „Bausteine zur Bismarck-Pyramide" Berlin 1904. Verlag von Georg Stilke S. 114 f. veröffentlichte ich Bruchstücke der Korrespondenz, die sich zwischen dem Fürsten Bismarck und Eduard von Simson entwickelt hat.

Nachstehend lasse ich noch einige, bisher unveröffentlichte Billette folgen, welche den Verkehr zwischen dem am Bundesratstisch sitzenden Kanzler und dem präsidierenden Simson vermittelten, wenn eine mündliche Aussprache nicht angängig war.

Die nächstfolgenden Schriftstücke Bismarck's tragen kein Datum und sind mit Bleistift geschrieben.

(Auf Quartbriefbogen.)

Wann wird der geeignete Moment für die Anlage sein?

(Auf Oktavbriefbogen.)

Wenn möglich, möchte ich sogleich um zwei Minuten in Ihrem Zimmer bitten. v. B.

(Auf Oktavbogen.)

Ich hatte behufs einer kurzen Mitteilung das Wort erbeten, die Antwort des Boten scheint mir eine andere Unterlage zu haben.

(Billette Simson's auf Oktavbriefbogen.)

Unter ehrerbietigstem Dank für Ew. Durchlaucht mir im Augenblick zugehendes Schreiben v. 8. c. erlaube ich mir die Frage, ob es Ew. Durchl. Wünschen mehr entspricht, wenn ich das Schreiben morgen — nach Erledigung der heutigen Abendbesprechung — oder, wenn ich es schon

heute am Schlusse der Sitzung zur Kenntnis des Reichstages bringe.

B. 9. Junius 1873.

Simson.

(Bleistiftnotiz darunter.)

Lieber morgen. v. B.

Das von Simson erwähnte Schreiben Bismarcks vom 8. Juni 1873 drückte den Wunsch aus, die erste Beratung des Entwurfs eines Reichsmilitärgesetzes möchte bereits in den nächsten Tagen im Reichstag erfolgen.

Daran reihe ich noch folgende durch den Telegraph der Feuerwehr von Berlin beförderte Depesche.

Berlin, den 22. Juni 18 . . .
Vormittag 11 Uhr 15 Min.

Bundeskanzler Graf Bismarck
an Herrn Präsidenten Simson.

Bitte um sofortige Antwort, ob es nötig, daß ich um 11 Uhr zur Sitzung komme.

Beetz, Telegraphist.

(Billet Bismarck's ohne Datum und Unterschrift):

Es würde mir erwünscht sein, wenn vor dem Schlusse der Debatte ein nicht preußisches Mitglied von einigem Gewicht sich im Sinne der bisherigen Preußen angehörigen Redner äußerte. Ich habe Braun-W.[1]) gebeten, es zu vermitteln.

(Antwort Simson's gleichfalls mit Bleistift auf ein Oktavblatt geschrieben):

Ich sehe Braun-W. nicht im Hause, um ihn fragen zu können, ob seine Bemühung gelungen ist. Nach dem Grafen Eulenburg ist niemand mehr gemeldet.

Simson, 25. 2.

---

[1]) Braun-Wiesbaden, der bekannte nationalliberale Abgeordnete.

(Darunter Bleistiftnotiz Bismarck's ohne Unterschrift und Datum):

Dann besorge ich, daß B. Herrn Stephan, auf den er rechnete, nicht hat finden oder dazu bewegen können. Es wird auch ohne gehen.

(Billet Simson's auf Aktenbogen):

Wenn es Eurer Exzellenz genehm, daß man die Nr. 4 heut von der Tagesordnung überhaupt absetze, so würde ich darüber, glaube ich, leicht einen zustimmenden Beschluß des Hauses herbeiführen können.

Simson, 15. 3.

(Darunter die Antwort Bismarck's):

Lieber nicht, ich würde damit ein indirektes Engagement übernehmen, tiefer, als ich beabsichtige, in die Diskussion einzugreifen. v. B.

Damit seien diese Mitteilungen abgeschlossen, die lediglich den Zweck hatten, das gute Einvernehmen der beiden Männer, wenn auch durch kleine Züge, zu kennzeichnen.

8.

Die Macht des Scepters

Wenn man in der Geschichte zurückblättert, so stößt man auf die auffällige Tatsache, daß die Träger eines großen politischen Systems häufig ganz plötzlich und sodann meist auf Nimmerwiedersehen in die Versenkung verschwanden. Herr von Radowitz, an dessen Namen sich die höchsten und heißesten Wünsche Friedrich Wilhelms IV. knüpften, und der, nur verfrüht, das erreichen wollte, was 1866 ausgeführt wurde, fiel infolge einer Ministerialabstimmung politisch ins Grab und war fortan im Grunde genommen ein vergessener Mann. Sein Nachfolger, Freiherr von Manteuffel, welcher neun Jahre hindurch mit Glück daran gearbeitet hat, das Terrain für den zukünftigen Einiger Deutschlands vorzubereiten, fiel, weil der Prinzregent eine politische Schwenkung zu machen beliebte, von der er später, als gereifter König, selbst zugeben mußte, daß sie eine falsche war. Die Umstände und Ursachen, welche den jähen Sturz des Riesen des neunzehnten Jahrhunderts, der die halbe Welt in seiner Hand hielt, herbeiführten, sind in jedermanns Erinnerung. Man ersieht aus diesen wenigen Beispielen, die leicht von dem persönlichen Gebiet auf das sachliche übergeführt werden

könnten, wie ungleich im monarchischen Staatsleben die Gewalten für den Träger der Krone und seinen, wenn auch noch so mächtigen ersten Diener verteilt sind. Anknüpfend an einen bestimmten Vorgang im preußischen Staatsleben merkte Graf Bismarck in einem an einen höheren Beamten gerichteten, bisher unveröffentlichten Privatschreiben aus dem Jahre 1869:

„Es ist so schwer, zu bauen, und so leicht zu zerschlagen, besonders mit der Gewalt, die dem Scepter beiwohnt."

Bismarck's ganzes Leben war Arbeit; wenn es galt, dem Bau ein ihm notwendiges Gefüge zu geben, war er zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu haben. Und nun mußte er offenbar in einem konkreten Falle es erleben, wie das Scepter das Resultat vielleicht jahrelangen Nachdenkens und Mühens mit spielender Leichtigkeit beseitigte. Die wunderschönen Worte Bismarck's verraten eine fast melancholische Stimmung, aber er war doch ein zu guter Monarchist, um sich nicht sagen zu müssen, daß sich eine andere Balance der Gewalten iu diesem Staatsleben nun einmal nicht konstruieren lasse.

9.

Wie Bismarck Bücher las

Daß die Menschen Bücher in verschiedener Weise und mit verschiedenem Nutzen lesen, ist bekannt. Oberflächliche blättern sie durch, ohne dadurch klüger zu werden. Wenn Bismarck ein Buch las, so nahm er den Inhalt so sehr in sich auf, daß er sich nach Jahren noch daran erinnerte. Derartige Bücher tragen vielfach die Spuren seiner Lektüre, denn er liebte es, markante Stellen zu kommentieren, mit Ausrufungszeichen zu versehen bezw. richtig zu stellen. Ich hatte mehrere dieser Bücher in meinen Händen, unter andern das bekannte in Paris erschiene Werk: „Enquête parlamentaire sur les actes de la défense nationale“, worin sich Bd. I S. 229—375 auch die Jules Favre'schen Zeugenaussagen über den Abschluß des Waffenstillstandes mit Frankreich (28. Januar 1871) befinden. Manche von den Bismarckschen Randbemerkungen sind von historischem Interesse: Zu dem Jules Favre'schen Satze, Bismarck habe von ihm die Übergabe von Belfort als Bedingung für den Abschluß des Waffenstillstandes verlangt, schrieb Bismarck „richtig“. Zu der Angabe, daß Jules Favre unter den Augen Bismarck's den Abschluß des Waffenstillstandes aus Versailles den

Seinigen telegraphiert habe, schrieb Bismarck: „nein". Am Rand der Jules Favreschen Deposition, der Waffenstillstand sei für Paris sogleich in Kraft getreten, für die Provinz erst in drei Tagen, findet sich die Randbemerkung Bismarck's: „Natürlich — Nachricht — Zeit." Die aufgeworfene Frage, ob die östliche Armee in den Waffenstillstand eingeschlossen war, beantwortete Bismarck mit „non. Durchaus nicht." In drei Randbemerkungen verwahrt sich Bismarck gegen die Unterstellung, er habe Jules Favre die von diesem als „malheureuse" bezeichnete Versailler Depesche diktiert oder auch nur an ihrer Redaktion sich beteiligt. Auf S. 367 behauptet Jules Favre noch einmal, der Text der Konvention beweise, daß die Ostarmee in den Waffenstillstand einbegriffen worden sei. „Zu frech" — schrieb Bismarck an den Rand, „ausgeschlossen auf seinen Antrag".

Fürst Bismarck liebte auch leichte Lektüre, gute Romane, besonders auf Reisen und während der Eisenbahnfahrt.

10.

Bismarck und die Berliner Reitwege

Es wird außer Berlin kaum eine zweite Stadt der Welt sich rühmen können, Reitwege zu besitzen, welche von der äußersten Peripherie der Stadt bis in das Herz derselben und in die Nähe der Residenz führen. In Berlin kann man vom Denkmal Friedrichs des Großen, also dem Ende der Straße Unter den Linden, bis nach Potsdam, vorzüglich instand gesetzte Reitwege benutzen. Man ist bei dieser Mustereinrichtung geneigt, nur an die Annehmlichkeit derjenigen zu denken, die sich den Luxus eines Reitpferdes erlauben können; aber das Reiten dient auch der Gesundheit; gute Reitwege befördern die Pferdezucht, und diese und die Reiter erhöhen die Wehrfähigkeit des Landes.

Es ist in weiteren Kreisen nicht bekannt, welch großes Verdienst sich Fürst Bismarck um die Erhaltung der Berliner Reitwege erworben hat; an zwei Punkten setzte er seine Aktion im Interesse derselben ein: am Kurfürstendamm und am Hippodrom. Anfangs der siebziger Jahre war der einzige bestehende ungepflasterte Reitweg zwischen Berlin und dem Grunewald, der fiskalische Kurfürstendamm, in seiner Existenz bedroht, da die Adjazenten, um den Wert ihrer Grundstücke

zu erhöhen, darauf eine Fahrstraße anlegen wollten, die aber bei ihrer ursprünglichen Projektierung den Bedürfnissen des Verkehrs auch nicht annähernd genügt haben würde. Diesem Projekte widersetzte sich Bismarck auf das lebhafteste, einmal, um den Reitweg zwischen Berlin und dem Grunewald zu erhalten, andererseits von der Annahme ausgehend, daß Berlin und der Grunewald dereinst zusammenwachsen würden, und daß an die Stelle des Kurfürstendammes eine große Prachtstraße kommen müsse, welche die Hauptstadt mit dem zukünftigen großen Volksgarten ebenso zu verbinden habe, wie die Champs Elysées in Paris die Verbindung der von der Place de la Concorde ausgehenden Boulevards mit dem Bois de Boulogne herstellen. Bismarck's Voraussicht inbetreff der Entwickelung dieses Stadtteils hat sich glänzend bewährt, und nur ihm verdanken es die Berliner, daß die Straße eine Breite erhielt, welche Bürgersteig, Fahrweg und Reitweg bequem unterbringen ließ. Die Benutzung des Reitweges wurde später allerdings dadurch beeinträchtigt, daß zu beiden Seiten desselben eine Straßenbahn zu laufen kam, die ängstlichen Reitern und zum Scheuen geneigten Pferden schon manche böse Stunde bereitet hat.

Im Laufe der sechziger Jahre wurde in Berlin lebhaft das Projekt ventiliert, die Baumschule in das Innere des am Ende des Tiergartens befindlichen Hippodroms zu verlegen. Auch gegen dieses Vorhaben protestierte Bismarck, da er den Umfang dieses fiskalischen Terrains, welches einen in seiner Art einzig dastehenden Reit- und Dressurplatz in der nächsten Nähe desjenigen Berliner Stadtteils bietet, woselbst der Sport zumeist blüht, nicht verkleinert haben wollte. Man werde, so sagte Bismarck, für die Baumschule schon ein anderes Terrain finden und ebenso einen anderen Bauplatz für die Kunstakademie, welche gleichfalls auf dem Hippo-

drom zu stehen kommen sollte. Ein Bismarck-Verkleinerer möchte nun einwenden, der Fürst habe in beiden Fällen aus ganz egoistischen Gründen gehandelt. Gewiß! Bismarck ritt gern im Hippodrom und auf dem Kurfürstendamm. Das vermindert aber sein Verdienst nicht; er bleibt doch der erfolgreiche Vorkämpfer für die anderen und die folgenden Generationen.

11.

Professor Gneist über Bismarck

Am 15. Mai 1895 schrieb mir der berühmte Rechtslehrer Professor Dr. Gneist, in dessen Hause ich bereits Ende der sechziger Jahre freundschaftlich verkehrte, über seine persönlichen Beziehungen zu dem Fürsten Bismarck:

„Seit den Zeiten des Vereinigten Landtages bin ich im stetigen Verkehr mit unseren Landboten später unseren Reichsboten gewesen. Dazu kam der langjährige Verkehr mit den Stadtverordneten, den Universitätskollegen, den Richtern und Anwälten in Berlin und eine umfangreiche Vereinstätigkeit.

Die persönlichen Eindrücke und Erinnerungen häuften sich danach so, daß auch das stärkste Gedächtnis Einzelheiten aus diesem Verkehr schwer fixieren könnte. Eine objektive Lebensbetrachtung, wie ich sie von Anfang an gehabt habe, legte auch wenig Gewicht auf die augenblicklichen Meinungsäußerungen der einen oder anderen Person. Dem großen Kanzler stand ich während der Konfliktszeit ziemlich mißtrauisch gegenüber, habe aber in einem gewissen Gefühl von der Bedeutung des Mannes einen persönlichen Zusammenstoß vorsichtig vermieden.

Nach dem österreichischen Kriege entstanden freundliche Beziehungen, die aber zunächst eine Einwirkung auf die

Söhne des Kanzlers, besonders Herbert, zum Gegenstand hatten. Ich habe dem Grafen Herbert durch öftere Besuche und Ratschläge über den Gang seiner Studien und Vorbereitungen zum Examen vielleicht einiges genützt, habe ihm aber niemals in irgend einer Weise ein privatissimum gehalten. Ich taxierte den Fleiß und die geschäftliche Anstelligkeit des Grafen Herbert von Anfang an höher als der Kanzler selbst, der den anders angelegten Bill höher taxierte. Ich habe darüber eine Zeitlang mit dem hohen Herrn manchen kleinen Disput gehabt, bis er sich selbst von der praktischen Verwendbarkeit seines Erstgeborenen als Privatsekretär mit Freuden überzeugte. Meine Beziehungen zu dem Bismarckschen Hause blieben überwiegend privater Natur. Ich war ein Jugendfreund Lothar Bucher's und kannte die pommerschen Umgebungen des Bismarckschen Hauses so genau, daß ich mit der Fürstin gar viele scherzhafte Reminiszenzen teilen konnte, auch zuweilen an den Geburtstagen und intimsten Kreisen teilnahm. Der Fürst hat mich stets mit ausgesuchter Höflichkeit und Rücksicht behandelt, sah in mir aber doch wohl überwiegend den Theoretiker, mit welchem er nicht häufig über die augenblickliche politische Situation sprach. Erst bei den Vorarbeiten der Kreisordnung und später bei den Maigesetzen traten häufig sachlich eingehende Erörterungen ein. Bei solchen Unterhaltungen hatte ich fast immer alle Veranlassung, die treffenden Urteile des Kanzlers zu bewundern, ohne jedoch Veranlassung zu speziellen Notaten zu finden. Bei dem späteren Rückzug in dem kirchenpolitischen Streit fand ich, daß der Kanzler zum Teil vergessen hatte, welche Standpunkte er früher eingenommen hatte, habe das aber äußerst natürlich gefunden, nachdem jahrelang hundert andere wichtige Fragen ihm durch den Kopf gegangen waren. Zuweilen fand ich in dem Kanzler

die mir speziell bekannten Standpunkte des pommerschen Landadels wieder, ich muß aber anerkennen, daß dieser viel gescholtene Landadel weniger intolerant und exklusiv ist, als der sächsische und der mir bekannte Typus noch anderer Provinzen. Ich habe in dem stetigen Verkehr mit Politikern und Gelehrten niemals eine Neigung gehabt, Memoiren oder Tagebücher in der Weise Theodor von Bernhardi's (mit dem ich übrigens persönlich befreundet und entfernt verwandt war) zu schreiben, weil dabei Veröffentlichungen ohne Indiskretion kaum möglich sind. Auch die wenigen Korrespondenzen mit der Familie Bismarck beziehen sich auf wenig bedeutende Privatangelegenheiten.

Bezeichnend als Ausdruck einer persönlichen Hochschätzung wäre vielleicht ein ausführliches Schreiben, in welchem der Kanzler mich ersucht, an Stelle meines verstorbenen Kollegen Heffter die Stellung als erstes Mitglied der diplomatischen Examinationskommission zu übernehmen. Aber die Veröffentlichung auch dieses Schriftstücks würde für die Charakteristik des Kanzlers kaum von Bedeutung sein und mir als persönliche Eitelkeit ausgelegt werden, ebenso wie sein persönlicher Glückwunsch zu meinem 70jährigen Geburtstag, an dem ich gleichzeitig mit dem Kanzler in Gastein weilte. Während mein alter Freund Bucher eine wahre Passion für die Verzeichnung persönlicher Erlebnisse hatte, bin ich für alle solche Zwecke ein recht unfruchtbares Subjekt, so bereitwillig ich sonst zu jedem persönlichen Dienst sein würde."

12.

Bismarck und die Reorganisation des hannoverschen Beamtenstandes

Nach der Annexion von Hannover interessierte sich Graf Bismarck, wie bekannt, lebhaft für alle Maßregeln daselbst, von denen er sich einen guten Einfluß auf die Bevölkerung im Sinne des Einverleibungswerkes versprach. Die Hauptrolle spielte die Reorganisation des dortigen alten Beamtenstandes; aber gerade hier stellten sich große Schwierigkeiten in den Weg. Der hannoversche Beamtenstand war auf der Stufe der höchsten Vollkommenheit; wer in den preußischen Ministerien und in den Reichsämtern zu Hause ist, weiß, daß noch heute die feinsten Köpfe daselbst Hannoveraner sind.

Und doch mußte jetzt mit unfreiwilligen Versetzungen derselben in die alten Provinzen vorgegangen werden, da Beamte, welche ausgesprochen welfische Tendenzen hatten und als charakterfest galten, unmöglich in ihren alten Stellungen belassen werden konnten. Es blieb also nichts übrig, als sie durch Beamte aus den alten Provinzen zu ersetzen. Da nun Herr von Hardenberg, welcher in erster Linie berufen war, die entsprechenden Anträge bei dem Minister des Inneren zu stellen, dem Grafen Bismarck nicht radikal genug vor-

ging, so wandte sich dieser an den königlichen Generalgouverneur und Generalleutnant von Voigts-Retz in Hannover. In einem an diesen gerichteten, bisher unveröffentlichten Privatschreiben stellte er ihm bald nach der Annexion vor, daß die Dinge so, wie sie standen, nicht weiter fortdauern dürften.

„In Ihre Hand“ — bemerkte Bismarck — „ist die Aufgabe gelegt, von Ihrer Hand wird sie gefordert. Täuschen Sie sich nicht darüber, mein verehrter Freund, daß das Gelingen oder Mißlingen unseres Einverleibungswerkes unauflöslich mit Ihrer Person und Ihrem Namen verknüpft ist.

„Gelingt es, so haben Sie den Ruhm davon, mißlingt es, so ist es nicht das Ministerium des Inneren, welches man dafür verantwortlich machen wird. Um so sicherer vertraue ich, daß es nur dieser Andeutungen bedarf, um Ihrer Energie die richtigen Wege und Zielpunkte anzuweisen. Sie sind an der Spitze der Militär- und Civilverwaltung; Sie haben über den Geschäftskreis jedes Beamten ebensowohl als über seine Versetzung und Entfernung zu entscheiden; Sie müssen dahin wirken, daß Ihre Vorschläge und Arbeiten nicht durch Verzögerungen in den obersten Instanzen illusorisch und zu nichte gemacht werden.“

Im weiteren Verlaufe macht Bismarck den ihm befreundeten General darauf aufmerksam, daß Herr von Hardenberg sich bei den zu treffenden Maßregeln lange nicht in so bevorzugter Stellung befinde wie er; der erstere sei durch die Beamtenhierarchie an die Ressortminister angewiesen, und diese letzteren seien erfahrungsmäßig leicht pikiert, wenn er (Hardenberg) über ihren Kopf hinweg sich an ihn, den Ministerpräsidenten, an das Staatsministerium oder gar an die höchste Stelle wenden wollte. Voigts-Rhetz habe als Generalgouverneur unzweifelhaft das Recht, und es sei zu

erwarten, daß er davon ausgiebigen Gebrauch mache. An seiner, Bismarcks, Unterstützung solle es ihm nicht fehlen.

Durch dieses Bismarcksche Kompellé wurden zwei günstige Resultate auf einmal erreicht. Die von Herrn von Hardenberg ausgehenden prinzipiellen und organisatorischen Anträge erhielten fortab dadurch, daß der Generalgouverneur von Voigts-Rhetz sie durch seine Mitunterschrift zu der seinigen machte, ein erhöhtes Gewicht, und sie waren sicher, nicht mehr dilatorisch behandelt zu werden. Andererseits erhielten die alten Provinzen und vor allem die städtischen Centralbehörden in der Person der dorthin versetzten hannoverschen Beamten neues Blut und eine Reihe vorzüglich geschulter, erstklassiger Köpfe, die dem Gemeinwesen erhebliche Dienste geleistet haben.

Im großen und ganzen muß man zugeben, daß das Einverleibungswerk der 1866 gewonnenen neuen Provinzen mit Geschick vollendet wurde, und ich zweifle nicht, daß, wenn man heute selbst in Frankfurt a. M., welches durch seine Dekapitalisierung doch am meisten gelitten hat, abstimmen lassen wollte, nicht der zehnte Teil den alten Zustand zurückersehnen würde.

13.

Bismarck und die hannoversche Hofjagd

Fürst Bismarck hatte bekanntlich in jüngeren Jahren eine große Vorliebe für die Jagd. Und, man darf wohl sagen, auch aus politischen Gründen interessierte er sich lebhaft dafür, daß in der neu erworbenen Provinz Hannover die bis 1866 bestehenden Hofjagden nicht in private Hände gelangten. Es mußte ein solcher Wechsel in Hannover schlechte Stimmung machen, da den unzufriedenen Elementen die Parole in die Hände gespielt wurde: „Seht, auch für die Hofjagden, die manchen harten Taler in die Taschen der betreffenden Gemeinde abgeworfen haben, reicht das Geld des Königs von Preußen nicht aus; es muß eben überall nivelliert werden, ohne Schonung althergebrachter Institutionen, und wir verlieren schließlich ein mit dem alten Königshaus verknüpftes Juwel nach dem anderen."

Im Frühjahr 1868 schrieb Graf Bismarck dem Kgl. Oberjägermeister Grafen von der Asseburg auf Meisdorf, einem alten Duzbruder, der König sei auf seinen Vortrag gewillt, daß die hannoversche Jagd in der früheren Verfassung erhalten werde. Von dem Finanzminister von der Heydt gehe der Widerstand nicht aus; dieser sei bereit, dem

Könige diejenigen Reviere, die er nötig habe, zu verpachten; ob aber der Hausminister Schleinitz die zur Pachtung nötigen Gelder hergeben wolle, darüber sei er (Bismarck) sich nicht völlig klar. Ihm gegenüber habe er es versprochen; dem König gegenüber sei aber seine Haltung eine unsichere.

Später scheint auch der Minister von der Heydt sich durch fiskalische Rücksichten haben leiten zu lassen.

Am 17. Februar 1869 richtete Graf Bismarck in der Angelegenheit an den Oberjägermeister Kammerherrn Grafen von Bernstorff-Gyldensteen auf Schloß Wotersen das nachstehende, bisher unveröffentlichte Schreiben:

„In der hannoverschen Jagdfrage habe ich im April v. J., wie Eurer Hochgeboren bekannt ist, mich für Ihre Vorschläge bei des Königs Majestät verwendet, ohne den Widerstand der Ressortminister (des Königl. Hauses und der Finanzen) überwinden zu können. Die Last der Geschäfte, welche auf mir ruhte und welche mich bald darauf zur Herstellung meiner Gesundheit zu einem längeren Aufenthalt auf dem Lande nötigte, hinderte mich an weiterer Verfolgung der Sache. Während meiner Abwesenheit ist zu meinem Bedauern über die Jagdverwaltung in Hannover von des Königs Majestät definitiv entschieden durch die Allerhöchsten Orders vom 10. und 11. Juli v. J. Ich sehe mich daher außer stande, noch mit Erfolg nach Eurer Hochgeboren Vorschlag vom 4. d. M. in dieser Angelegenheit zu intervenieren. von Bismarck.

14.

Bismarck's weidmännische Passion

Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck in jüngeren Jahren ein lebhaftes Interesse an dem edlen Weidwerk genommen hat, und wer das Glück gehabt hat, seinen Tischgesprächen zu lauschen, weiß, daß er bis in die letzten Jahre seines Lebens mit Vorliebe von seinen Jagdabenteuern, besonders in Rußland, erzählte. Mitte der siebziger Jahre verglich er sich einmal mit einem müden Jäger, den man, bei bereits niedergehender Sonne, nicht mehr mit einem in dem benachbarten Felde sich niederlassenden Volke Rebhühner reizen könne; werde ihm aber ein Hirsch oder starker Eber gemeldet, dann vergesse er auf einmal die Müdigkeit der Glieder.

Kein Wunder, daß Bismarck besonders zu jener Zeit, da er noch nicht mehr oder minder unnahbar geworden war, sagen wir vor 1866, von vielen Seiten mit Jagdeinladungen bedacht wurde. Aber wie viele, ihm sogar recht Nahestehende, haben sich einen Korb geholt! Am 29. September 1865 richtete er an seinen Kollegen, den Finanzminister von Bodelschwingh, das nachstehende, bisher unveröffentlichte Schreiben:

„Eurer Exzellenz unterlasse ich nicht für die freundliche Gefälligkeit meinen verbindlichsten Dank zu sagen, mit

welcher Sie den Abschuß eines Elchhirsches bis jetzt ausgesetzt haben. Zu meinem lebhaften Bedauern verhindern mich indessen dringende Dienstgeschäfte in diesem Jahre, der in Rede stehenden Jagd beiwohnen zu können.

von Bismarck.

Recht charakteristisch ist die Aufmerksamkeit, mit welcher sich Bismarck in einem gleichfalls bisher unveröffentlichten Schreiben d. d. Berlin, 10. Mai 1867 bei dem Fürstlich Schwarzburg-Sondershausenschen Forstmeister a. D. Reinecke in Niederfüllbach bei Koburg für vier ihm von diesem dedizierte Urgehörne von Rehböcken bedankte. Der Brief lautet:

„Eure Hochwohlgeboren haben mir durch Ihre gefällige Zuschrift vom 29. v. M. und die beigefügte seltene Gabe eine ganz besondere Freude und als Jäger eine Überraschung bereitet, da ich ähnliche Exemplare bisher niemals gesehen habe. Indem ich Ihnen für diesen Beweis Ihrer freundlichen Gesinnungen meinen herzlichsten Dank sage, bemerke ich ergebenst, daß ich Ihrem Wunsche mit vielem Vergnügen entsprochen und Ihrer weidmännischen Gabe eine Stelle als wertem Erinnerungszeichen in meiner Wohnung gegeben habe.

von Bismarck.

15.

Bismarck vor Ausbruch des letzten russisch-türkischen Krieges

Am Ende des Jahres 1876 waren die Verhältnisse im Orient so gespannt geworden, daß die Diplomatie alle Mittel aufwenden zu müssen glaubte, um den Krieg zu verhindern, der, wenn politische Fehler gemacht wurden, Deutschland und Österreich ebensogut wie England und Frankreich in Mitleidenschaft ziehen konnte. Die Lage Deutschlands bot Analogien zu derjenigen Preußens zur Zeit des Krimkrieges. Fürst Bismarck's Tätigkeit war darauf gerichtet, den Ausbruch eines europäischen Krieges möglichst zu verhindern und unter den rivalisierenden Staaten eine vermittelnde Stellung einzunehmen. Am 21. November 1876 aus Varzin nach Berlin zurückgekehrt, empfing Bismarck an den beiden darauffolgenden Tagen den Lord Salisbury, welcher sich nach Konstantinopel begab zur Teilnahme an den Botschafterkonferenzen, die eine Besserung der Lage im Orient herbeiführen sollten. Am 5. Dezember 1876 sprach sich der Reichskanzler im Reichstag beschwichtigend, aber sehr reserviert über die deutsche Orientpolitik aus; weit weniger zugeknöpft war er, wenn er sich dann abends

im Salon seiner Gemahlin einfand und dort im Kreise der Intimen des Hauses die Tagesereignisse besprach.

Salisbury hatte auf Bismarck einen guten Eindruck gemacht: „Er scheint ein ruhiger, klarer Kopf, was die anderen englischen Minister gerade nicht sind. Lord Derby schwankt. Morgens will er, abends nicht. Disraeli ist immer geladen, aber seine Raketen gehen meist am falschen Ende los. Andrassy ist dem Sturze nahe. Sein Kaiser will keinen Krieg und keine drohenden Maßregeln; er ist ihr energischster Gegner. Schade wär's um Andrassy, denn er ist ehrlich, und wer kommt nach ihm? Der hiesige türkische Botschafter Ehedem Pascha, der auch zu den Konferenzen nach Konstantinopel reiste, scheint mir kriegslustiger zu sein als der Engländer. Gortschakow ist vollständig unwissend in bezug auf die Beurteilung der Leistungsfähigkeit einer Truppe, und doch muß ein Kanzler auch das wissen und beurteilen können, wann und wo er seine Armeekorps haben kann. Er kann seine Noten ganz anders schreiben, wenn er weiß, ich habe in vierzehn Tagen drei Korps an der Grenze, als wenn das vierzehn Wochen dauert. Geschickt haben die Russen mit Serbien operiert. Dieser Staat, von der Omladina vollständig unterwühlt, war ihnen unbequem und im Wege. Sie haben ihn zum Kampfe Schritt um Schritt herangekitzelt, haben ihn sich ruinieren lassen und im Momente, wo er fertig war, mit dem Ultimatum Halt geboten. Überdies haben sie die schlimmen Elemente ihrer Armee dahin abgegeben. Der Thronfolger sagte: ‚Nous avons purifié nos régiments'. Tschernajew ist schlecht angesehen. Zum Kriege wird's wohl kommen, weil so viel Geld für die Vorbereitungen ausgegeben wurde, gerade wie man Koteletts ißt, weil man sie bezahlt hat, wenn sie auch niederträchtig schmecken. Ende No-

vember 1876 richtete abends einer der Teegäste an den Reichskanzler die Frage, ob er denn nicht Schritte tun könne, um den Frieden zwischen der Pforte einerseits und Serbien und Montenegro andererseits zu vermitteln. „Das wäre," bemerkte Bismarck, „jetzt ein Schlag ins Wasser. Ehe sie sich gehauen haben, ist schlecht intervenieren. Wenn aber der eine ein Bein, der andere ein Auge verloren hat, da ist's schon leichter."

16.

Bismarck und der Abbé Vallet

Der Abbé Vallet, der erste Almosenier am Lyceum Heinrich des IV. in Paris, wurde im Frühjahr 1904 von einem Redakteur der dort erscheinenden „Presse" über seine Beziehungen zu dem Fürsten Bismarck interviewt. Bei dieser Gelegenheit erzählte er, was folgt:

Im September 1880 — der Journalist überhörte wohl die richtige Jahreszahl 1879 — hielt ich mich zum Gebrauch einer Kur in Gastein auf, woselbst gleichzeitig auch Fürst Bismarck die Bäder gebrauchte. Der deutsche Kanzler erkannte mich an meinem Äußeren als französischen Geistlichen, und es fielen ihm die häufigen Konversationen auf, welche ich mit hochstehenden Persönlichkeiten hatte. Er schloß daraus, ich sei ein heimlicher Agent des damaligen Ministers Jules Ferry, der die Aufgabe habe, Bismarck's Bemühungen um das Zustandekommen eines mit der Spitze gegen Frankreich gerichteten Bündnisses zu durchkreuzen. Von da bis zu dem Wunsche, den heimlichen Abgesandten der französischen Regierung kennen zu lernen, war nur ein Schritt, und tatsächlich wurde bald darauf am 12. September durch die Fürstin O. eine Begegnung zwischen dem Kanzler

und mir — unter dem Vorwande, der Fürstin Bismarck vorgestellt zu werden — zustande gebracht.

Unvergeßlich bleibt mir der Moment, da der Fürst, gefolgt von seinem Hunde, in den Salon eintrat, wo ich ihn erwartete. Da er mich an Größe weit überragte, mußte ich den Kopf hoch erheben, um ihn betrachten zu können. Die Konversation betraf zunächst gleichgültige Dinge, die Treue seines Hundes, die Wirksamkeit der Gasteiner Quellen, dann ging er, mittelst einer sehr geschickten Wendung, plötzlich auf politische Fragen über.

„Im Jahre 1863“ — so äußerte er — „gebrauchte ich hier gleichfalls eine Kur, die damals aufgerollte polnische Frage zerstörte aber ihre Früchte. Heute stören der Ehrgeiz Gortschakoff's, des Leiters der auswärtigen Politik Rußlands und seine nach dem Balkan gerichteten Bestrebungen meine Ruhe.“ Er erging sich sodann des Langen und Breiten über die politische Lage am Balkan und über die Notwendigkeit, sich deutscherseits mit Österreich gegen Rußland zu verbünden. Darauf ging er zur kirchenpolitischen Frage über und erwähnte die Verhandlungen, welche er mit dem Heiligen Stuhle angeknüpft hatte, um den Kulturkampf aus der Welt zu schaffen oder ein Konkordat abzuschließen. „Ich erwarte morgen“ — so schloß Bismarck — „den Wiener Nuntius, Kardinal Jacobini, um mit ihm eine schriftliche Vereinbarung zu treffen, welche den Beifall der deutschen Katholiken finden, und zur Befestigung der deutschen Reichseinheit beitragen wird.“

Einige Stunden später bestärkte mich eine Unterredung mit dem Grafen Apponyi, daß sich die Spitze der von Bismarck abgeschlossenen deutsch-österreichischen Allianz gegen Frankreich richten sollte. Ich ging sofort zu Jacobini, um ihn über das Sachverhältnis aufzuklären, und Preußen er-

hielt infolge meines Auftretens nicht das gewünschte Konkordat. Tags darauf reiste ich nach Paris, um Jules Ferry über die deutsch-österreichische Entente zu verständigen, von der er nichts ahnte. So habe ich vielleicht einen französischen Krieg mit Preußen verhindert.

Der Zufall oder die Vorsehung wollten es, daß ich auch den Abschluß eines Konkordats mit Preußen im Jahre 1886 verhinderte. Ich war damals in Rom, um dort in der Fastenzeit zu predigen. Vor meiner Abreise machte ich im Vatikan einen Besuch. „Sie können heut den päpstlichen Majordomus nicht sprechen,“ erhielt ich zur Antwort, „er ist beim Papste und verhandelt dort seit zwei Stunden mit einem Diplomaten.“ — „Ei sieh' da, mit einem Diplomaten? Wer ist dies?“ — „Ein außerordentlicher Abgesandter des deutschen Kaisers.“

Fürst Bismarck versuchte noch einmal, den Heiligen Stuhl durch einen Vertrag zu binden, und er führte offenbar gegen Frankreich wieder etwas im Schild. Zwei Tage später war ich in Paris und benachrichtigte unsere Regierung über den Vorgang. Das Konkordat kam nicht zu stande. Bald darauf spielte die Affaire Schnäbeli. —

Soweit der Abbé Vallet, der augenscheinlich besser getan hätte zu schweigen, als solche Märchen, eine Kompilation unrichtiger Tatsachen, in die Welt zu setzen, in der offenbaren Absicht, sich selbst als Retter des Vaterlandes hinzustellen. Fürst Bismarck dachte damals in Gastein nicht entfernt an eine Aktion gegen Frankreich; er wird die unabsichtliche Begegnung mit einem sich in guter Gesellschaft bewegenden französischen Geistlichen sicher nur benutzt haben, um den friedlichen Charakter des mit Österreich abzuschließenden Bündnisses zu betonen. Der Gedanke, daß man, um

zum Frieden mit Frankreich zu kommen, einen zweiten Waffengang mit ihm versuchen müsse, lag bei Fürst Bismarck viel weiter zurück. Als der König Viktor Emanuel im September 1873 den Berliner Hof besuchte, wurde die Eventualität eines neuen deutsch-französischen Krieges im Hinblick auf die ungeheuren Rüstungen Frankreichs und die Haltung und Sprache seiner Machthaber allerdings in den Bereich der Erörterungen zwischen Bismarck und Viktor Emanuel gezogen. Bismarck und der König von Italien verabredeten, daß die Bombe in Nizza platzen sollte. Der König entschloß sich eines anderen, d. h. er trat nicht in die zugesagte Aktion. Als der deutsche Kaiser zwei Jahre später seinen Gegenbesuch in Mailand machte, war jedoch diese politische Phase bereits völlig überwunden, und von diesem Zeitpunkt ab bis auf den heutigen Tag hat die deutsche Politik Frankreich gegenüber stets den allerfriedlichsten Charakter gehabt.

Ebensowenig dachte Bismarck jemals daran, mit dem Heiligen Stuhl ein Konkordat abzuschließen; seine Bemühungen waren seit dem Ende der Siebziger Jahre nur darauf gerichtet, durch eine Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhle die seit dem Kulturkampf ergangenen Kirchengesetze zu mildern, und die unter den katholischen Landeskindern Preußens bestehende Aufregung zu beseitigen. Der Abbé Vallet hat also weder Deutschland und Frankreich die Leiden eines zweiten Krieges erspart, noch ein preußisches Konkordat hintertrieben.

17.

Bismarck und das preußische Handelsministerium

Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck, als er im September 1880 das Handelsministerium übernahm, von einem ausgesprochenen Mißtrauen gegen die Räte desselben beseelt war. Der Grund desselben lag darin, daß sich in ihm die Überzeugung festgesetzt hatte, er sei von diesem Ministerium bei dem Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll nicht genügend unterstützt, ja geradezu im Stich gelassen worden. Dies war bis zu einem Grade auch tatsächlich der Fall. Vom Handelsministerium war in den ersten Monaten des Jahres 1873 die Aufhebung der Eisenzölle beantragt worden; daraus entwickelte sich bekanntlich im Reichstage das Kompromiß, wonach der Termin für den Wegfall des Zolls auf Walzeisen, grobe Eisenwaren und Maschinen auf den ersten Termin 1877 festgesetzt wurde. Bei dem Herannahen dieses Termins war die schutzzöllnerische Bewegung in Deutschland bereits im Wachsen, und bald darauf trat der schutzzöllnerische Zentralverband deutscher Industriellen bereits mit der Forderung einer allgemeinen Enquete über die Lage der deutschen Industrie hervor, woraus sich tatsächlich eine Enquete über

die Eisen- und die Baumwollen- und Leinenindustrie entwickelt hat. Bei Leitung dieser beiden Enqueten, in welcher das Handelsministerium durch den Geheimrat Stüve vertreten war, war das Bestreben auf eine gewissenhafte und unparteiische Ermittelung und Darstellung der Verhältnisse gerichtet, wie letztere auch in dem Berichte der Kommission enthalten ist. Den Wünschen der Spinner, welche nach einer Unterlage für die langerstrebte Erhöhung der Tarifzölle verlangten, entsprach eine so tendenzlose Behandlungsweise allerdings nicht, und es fehlte nicht an Klagen aus diesen und anderen Kreisen bei dem Fürsten Bismarck, welche zunächst allerdings keine Folgen hatte, aber doch einen Niederschlag von Mißtrauen zurückgelassen haben mögen. Als im Jahre 1878 Fürst Bismarck, gestützt auf eine Majorität in dem neuen Reichstage, mit seinem wirtschaftlichen Programm hervortrat, welches in seinem System allgemeiner Schutzzölle einen vollständigen Bruch mit der bisherigen preußischen Handelspolitik enthielt, wurde der handelspolitische Referent im Handelsministerium, Geh. Rat Dr. Stüve, vor die Frage gestellt, ob er in die vom Bundesrat mit Aufstellung des neuen Tarifs zu beauftragende Kommission eintreten wolle. Eine bedingungslose Zustimmung würde Stüve, wie sich voraussehen ließ, in die Lage gebracht haben, in der Kommission und wahrscheinlich später im Reichstage als persönliche Meinung Ansichten vertreten zu müssen, welche er nach der in seiner bisherigen Beschäftigung mit den Sachen gewonnenen Überzeugung in solcher Allgemeinheit für begründet nicht halten konnte, und welche ihn vielfach mit demjenigen in Widerspruch gebracht haben würden, was er bisher hatte vertreten können. Da er nichts weniger als ein Streber, sondern ein charakterfester Mann war, hielt er sich demnach vor dem Eintritt

in die von Varnbüler präsidierte Zolltarifkommission zu einem entsprechenden Vorbehalt verpflichtet, wie er auch früher bereits darauf hingewiesen hatte, daß, wenn es zu einem grundsätzlichen Systemwechsel in der Handelspolitik komme, dazu auch andere Persönlichkeiten heranzuziehen sein dürften, welche denselben mit voller Überzeugung zu folgen vermöchten. Die Folge davon war, daß von Stüve's Beteiligung bei der Zolltarifkommission abgesehen wurde; es trat in dieselbe aber auch kein anderer Vertreter des Handelsministeriums ein, dessen Beteiligung an den Bismarck vor allem am Herzen liegenden handelspolitischen Fragen sich dann, nachdem das Ministerium der öffentlichen Arbeiten gebildet, und die frühere Abteilung für Handel und Gewerbe dem Staatssekretär des Innern nebenamtlich unterstellt worden, überhaupt auf ein sehr geringes Maß beschränkt hat. —

Als Bismarck nach der Übernahme des Handelsministeriums die Räte desselben aus seiner Geschäftsführung näher kennen gelernt hatte, schwanden auch seine Vorurteile gegen dieselben; wenigstens hatten sie diese Empfindung, als er alle höheren Beamten desselben anfangs 1881, bald nach seiner Rückkehr von Friedrichsruh, zum Diner einlud, und sich dabei bis in den späten Abend mit großer Offenheit und Liebenswürdigkeit mit den Herren unterhielt. Der neue Chef verbreitete sich über allerlei politische Fragen, erzählte die Geschichte von dem Brief, den er in Versailles auf schlechtem, durchschlagendem Papier an den König von Bayern geschrieben, und wo er an die Zeiten erinnerte, da seine märkischen Vorfahren Vasallen des Königs von Bayern gewesen; er sprach über die Stellung der Einzelstaaten im Reiche, über Personalien, Camphausen u. s. w. Es kam dabei auch das Verhältnis des Handelsministeriums zum Reichsamt des Innern zur Sprache, wobei Geh. Rat Dr. Stüve

die Meinung äußerte, daß, um ein normales Verhältnis zwischen beiden Behörden herzustellen, und namentlich auch das Reichsamt des Innern mit dem Leben selbst in Berührung zu bringen, das beste zu sein scheine, die Verwaltung des Handelsministeriums in ähnlicher Weise auf das Reichsamt des Innern übergehen zu lassen, wie das preußische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten durch das auswärtige Amt verwaltet werde. Dem Fürsten Bismarck war dieser Gedanke sehr sympathisch, und Geh. Rat Dr. Stüve wurde beauftragt, die Ausführbarkeit in einer Denkschrift näher darzulegen. Die betreffende Denkschrift gelangte demnächst in die Hände des Fürsten, der Plan wurde aber vermutlich mit Rücksicht auf den wahrscheinlichen Widerspruch der anderen Bundesregierungen nicht weiter verfolgt.

Mit dem Fürsten kamen die Räte des Handelsministeriums mit Ausnahme von Lohmann, welcher die handelspolitischen Gesetzentwürfe bearbeitete, nur selten in persönliche Berührung, da die mündlichen Vorträge von dem Unterstaatssekretär erstattet wurden. Der schriftliche Verkehr zwischen Friedrichsruh und dem Handelsministerium war, besonders zu Anfang, nachdem Bismarck dessen Leitung übernommen hatte, ein sehr lebhafter. Der Fürst war mißtrauisch und recht eifersüchtig darüber, daß ihm nicht etwa von denjenigen Geschäften, worauf er Einfluß zu üben wünschte, etwas entzogen werde. Schon der Minister Hofmann bemerkte, daß man dem Fürsten weit eher zu wenig als zu viel vorlegen könne; er habe es darin vielleicht verfehlt in dem Streben, ihn nicht mit zu vielem zu belästigen. Es gingen deshalb täglich umfangreiche Sendungen nach Friedrichsruh ab; den Konzepten mußten besondere, den Zusammenhang der Sache kurz darstellende Promemorias

beigefügt werden. Bismarck sah alles sehr genau durch, und manche Konzepte kamen mit seinen Bleistiftkorrekturen zurück, die oft nur den Stil betrafen. Auf diese Weise hatte er sich schon, als er anfangs Januar nach Berlin kam, in den Geschäften recht eingehend orientiert.

18.

Zur Vorgeschichte des Entlassungsgesuches des Ministers des Inneren Grafen Botho Eulenburg

Es ist bekannt, daß Graf Botho Eulenburg im Februar 1881 infolge einer während der Sitzung des Herrenhauses zu Tage getretenen Meinungsverschiedenheit mit dem Ministerpräsidenten seine Entlassung einreichte und sie von dem König ohne Zögern, wenn auch ungern, erhielt, da der persönlich liebenswürdige und für sein Ressort begabte Minister an der höchsten Stelle persona gratissima war. Der Vorgang, der zu dem Entlassungsgesuch führte, spielte sich, wie folgt, ab.

Nicht in der Eigenschaft eines Regierungskommissars, sondern in anderer Veranlassung wohnte der betreffenden Herrenhaussitzung, von der niemand ahnte, daß sie mit einer großen Aktion endigen würde — die Kommissare am Regierungstisch konnten augenscheinlich nur mühsam das Gähnen unterdrücken — auch der Oberregierungsrat und vortragende Rat aus dem Handelsministerium Dr. Stüve bei. Ahnungslos der schleppenden Verhandlung folgend, überreichte ihm plötzlich ein Bote den Auftrag, sofort zu dem Fürsten Bismarck zu kommen, welcher seit dem August

1880 zuerst provisorisch, später definitiv die Leitung des Ministeriums für Handel und Gewerbe übernommen hatte. Als Dr. Stüve zu dem Chef kam, stellte sich heraus, daß, wie er vermutet, der Fürst nicht ihn, sondern den als Kommissar des Handelsministeriums für jene Herrenhausberatung angemeldeten Geheimen Oberregierungsrat Rommel gemeint hatte, der aber im Augenblick im Herrenhause nicht zu finden war. Fürst Bismarck war damit beschäftigt, eine Erklärung zu diktieren, welche er, persönlich durch Unwohlsein verhindert, in der Beratung abgegeben zu sehen wünschte. Es wurden darin die Gründe auseinandergesetzt, aus denen er nicht billigen könne, daß die Aufsicht über die Landgemeinden anstatt dem königlichen Landrat, dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses entsprechend, dem Kreisausschuß übertragen werde. Der Fürst bemerkte hierbei, wie der Minister des Inneren, Graf Eulenburg, welcher in der Kommission sich mit diesem Beschlusse einverstanden erklärt habe, darin zu weit gegangen sei. Er beauftragte den Geheimrat Dr. Stüve, schleunigst in das Herrenhaus zurückzukehren und die Bismarcksche Erklärung bei dem betreffenden Gesetzesparagraphen zur Verlesung zu bringen. Sei der Paragraph inzwischen bereits im Plenum des Herrenhauses erledigt, so solle die Verlesung bei einem anderen Paragraphen, jedenfalls aber noch im Laufe der Beratung über den Gesetzentwurf erfolgen. Stelle sich der Geheimrat Rommel noch rechtzeitig im Hause ein, so solle Stüve ihm, als dem zu dem Gesetze angemeldeten Kommissar, den Auftrag übergeben. Stüve's Anfrage, ob der Chef gestatte, daß er den Minister Eulenburg die Erklärung vorher lesen lasse, wurde von Bismarck bejaht.

Als Stüve wieder in den Herrenhaussitzungssaal eintrat, stand die Beratung gerade bei dem fraglichen Gesetzes-

paragraphen. Das Mitglied des Herrenhauses von Kleist-Retzow hatte eben das Wort und sprach in längerer Rede gegen die Übertragung der Aufsicht auf den Kreisausschuß. Geheimrat Stüve benutzte die Zeit, um unter kurzer Erläuterung seines Auftrages die Bismarcksche Erklärung dem Minister des Inneren zur Durchsicht zu unterbreiten, welche dieser ihm mit den Worten zurückgab: „Tun Sie, was Ihnen aufgetragen ist.“ Dann, nachdem Herr von Kleist-Retzow geendet, nahm Graf Eulenburg das Wort, um sich mit Entschiedenheit im entgegengesetzten Sinne auszusprechen. Während seiner Rede trat Geheimrat Rommel in den Sitzungssaal ein, welcher in der Zwischenzeit gleichfalls beim Fürsten gewesen war und den gleichen Auftrag wie Stüve erhalten hatte. Der Letztere übergab, sichtlich erleichtert, seinem Kollegen die Erklärung, welche von ihm verlesen wurde und den sofortigen Rücktritt des Grafen Eulenburg zur Folge hatte.

19.

Bismarck und Dr. August Reichensperger

Über seine Beziehungen zu dem Fürsten Bismarck äußerte sich der frühere Zentrumsführer Dr. August Reichensperger in zwei an mich gerichteten Briefen, die nachstehend auszugsweise mitgeteilt werden mögen.

I.

Köln, den 29. November 1893

Den Fürsten Bismarck lernte ich in Erfurt kennen, wo ich zugleich mit ihm eine Zeitlang der von Stahl geführten Fraktion, ebenso wie mein Bruder, angehörte. Der Grund unseres Ausscheidens aus dieser Fraktion wird Sie so wenig interessieren wie die letzterem vorhergegangene Debatte, an welcher von Bismarck sich beteiligte. In Berlin unterhielt ich mich öfters mit ihm, indes dürfte nur eine Besprechung Ihnen wert erscheinen. Dieselbe fand am 20. April 1872 bei Gelegenheit einer parlamentarischen Soiree statt. Als die Abgeordneten den Büffetsaal eben verlassen hatten und die übrigen Gäste des Fürsten, Herren und Damen, in ihn einzogen, nahm der Fürst mich beiseite, führte mich in ein anstoßendes Zimmer und begann dort ein Gespräch mit mir,

dessen Zweck er alsbald dahin zu erkennen gab, mich und meinen Bruder von der kurz vorher gegründeten Zentrumsfraktion, insbesondere von Windthorst, abwendig zu machen. Dasselbe war sehr eingehend und belebt.

In nichts weniger als schonender Weise äußerte der Fürst sich über hervorragende katholische Persönlichkeiten, auch Bischöfe, wobei er es an Kraftworten nicht fehlen ließ. Durch Andeutungen stellte er gewissermaßen den nachgefolgten sogenannten Kulturkampf in Aussicht. Ich an meinem Teil ließ es an Gegenbemerkungen nicht fehlen, welche zu erkennen gaben, daß ich zur Zeit jedenfalls mich nicht veranlaßt sehen könne, vom Zentrum mich loszusagen, dessen Führer Windthorst ich in Schutz nahm. Bismarck's Verhalten mir gegenüber war durchweg freundlich. Als ich von ihm schied, gab ich meiner Bewunderung darüber Ausdruck, daß er in seiner Machtstellung soviel Wesens aus dem Zentrum mache, welches immer Minorität bleiben werde, sich nur in der Defensive halten könne. Er antwortete darauf nur mit einer ablehnenden Handbewegung, reichte mir die Hand und begab sich zu seinen Gästen, die er so lange im Stich gelassen hatte. Ich meinerseits schrieb, in meine Wohnung gekommen, sofort den Inhalt meines Gespräches in mein Tagebuch. Da ich das Gespräch nur als ein vertrauliches betrachten kann, so widerstrebt es mir, dasselbe zu veröffentlichen, ohne der vorherigen Zustimmung des Fürsten versichert zu sein, zumal da er sich stets mir persönlich gegenüber wohlwollend erwiesen hat.

Der Fürst war ebenso wie ich auf die Berliner Architekten im allgemeinen schlecht zu sprechen.

Bei Gelegenheit einer parlamentarischen Soiree äußerte Fürst Bismarck, auf den Geheimrat anspielend, welcher im Reichskanzleramt die Bausachen zu bearbeiten hatte: „Man

hat mir einen Architekten zugewiesen, ich füttere ihn, er darf mir aber nicht über die Schwelle kommen."

Am Abend des 29. März 1881 war mir der Fürst besonders freundlich. Er ließ sich (auf der parlamentarischen Soiree) einen Stuhl neben den meinigen setzen und einen Humpen bringen, stieß mit mir, unserer vieljährigen Bekanntschaft gedenkend, an. Als ich ihm, nicht „humoristisch", sondern ernstlich vorhielt, die Mönche, die das gute Bier brauten, seien aus Deutschland verbannt, erwiderte er: „Seien Sie ruhig, die Mönche werden schon wieder kommen." Bei der Rekapitulierung unserer gemeinsamen Erinnerungen erzählte ich ihm Folgendes: Als der eben zum Präsidenten des Erfurter Volkshauses gewählte Simson die Liste der unter den Fraktionen vereinbarten Sekretäre verlas und „Herr von Bismarck" zuletzt verlesen ward, stand Bismarck am Fuße der Tribüne neben mir und richtete an mich die Worte: „Mein seliger Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden sei." Der Fürst bemerkte lachend, dessen entsinne er sich nicht mehr, worauf ich sagte: „Diesen jüdischen Gelehrten haben Sie nun zum Präsidenten des Reichsgerichts gemacht." Darauf erwiderte er, mit einer Handbewegung auf seine Person: „Ja, was nicht alles aus einem werden kann."

Bei Gelegenheit des parlamentarischen Frühschoppens vom 20. Juni 1889 führte mich der Fürst nach meiner Begrüßung als Frühschoppenantagonist zu einem Aufgang, welcher eben vom Palais aus den Hof entlang gebaut worden war. Dort angelangt, bemerkte er, seine Absicht sei gewesen, durch im Hof aufgestellte Musik seine Gäste zu begrüßen, allein das schlechte Wetter, bei welchem in dem Laufgang sich niemand aufhalten könne, habe es ver-

hindert. Darauf bemerkte ich, das komme von dem antikisierenden Stil, der mit Säulen operiere, auf unser Klima rc. keine Rücksicht nehme. Der Fürst gab seine Zustimmung zu erkennen, und es fielen dann noch von meiner Seite Bemerkungen über die herrschende akademische Bauweise. Entweder bei dieser oder bei einer anderen Gelegenheit gab ich meiner Mißbilligung darüber Ausdruck, daß man im Elsaß, auf dessen Germanisierung man doch sehr bedacht sei, den Universitätsbau und den Kaiserpalast in welschem Renaissancestil statt in der germanischen, so glorreichen Kunstweise des Mittelalters aufrichte. Ohne weiter auf die Stilfrage einzugehen, gab der Fürst mir seine Zustimmung zu erkennen. Wenigstens schien es mir so.

II.

Köln, den 2. Dezember 1893

Mit meinem Bruder habe ich natürlich gar oft über unser Verhältnis zum Fürsten gesprochen und von ihm vernommen, was derselbe zu ihm geäußert hatte, in meinem Gedächtnis schweben davon aber nur disjecta membra, die zu präzisieren und zu redigieren ich außer stande bin. Schwerlich hat er selbst Bezügliches schriftlich notiert, ein Tagebuch führte er nicht, schon aus Schreibscheu, aus Anlaß des Zitterns seiner Hände. Von Windthorst und von Frankenstein vernahm ich oftmals Äußerungen des Fürsten ihnen gegenüber. Mit dem Zeugnisgeben für alle Zukunft glaube ich es aber sehr genau nehmen zu müssen.

Die in meinem vorigen Briefe erzählten, mit dem Fürsten hinsichtlich der Güte seines Bieres gewechselten Worte standen in einem gewissen Zusammenhang mit im Reichstage Vorgekommenem. Ich hatte dort mich sehr einschneidend über die fast allgemein, besonders in Berlin

herrschende Bierverfälschung ausgesprochen, was mir eine Anzahl grober Briefe von Brauereien eintrug. Unter Bezugnahme auf meine Rede berief der Fürst eine Kommission zur Prüfung der Materie und Berichterstattung über dieselbe.

Ohne praktischen Erfolg blieb dahingegen das von mir im Reichstag an den Fürsten gerichtete Ersuchen, auch als preußischer Ministerpräsident der Puttkamerschen Orthographieregelung entgegenzutreten und so ein Ende zu machen. Obgleich der Fürst, welcher sich zum Weggehen bereits erhoben hatte, beistimmend mir zuwinkte, blieb leider mein Wunsch unerfüllt. Sie gestatten mir wohl die beiläufige Bemerkung, daß es mich wundert, Sie jene Verordnung befolgen und beispielsweise in meiner Titulatur das Wort „Rat“ des Buchstabens „h“ berauben zu sehen. Es widerstrebt mir, den, dem Volksleben entspringenden, von ihm genährten Fluß der Sprache bureaukratisch reglementiert zu sehen. Nichts für ungut!

Nachfolgend noch einige Bismarckiana. Nach einem Diner, welchem mein Bruder und ich beiwohnten, trat der Fürst zu uns, auf altertümliche Tafelaufsätze uns aufmerksam machend, welche Familienstücke seien. Darauf sagte er, ein Vorfahre von ihm sei auch schon mit der katholischen Hierarchie in Konflikt gekommen. Auf offener Straße habe derselbe einen Kanonikus von Stendal niedergeworfen; er sei deshalb exkommuniziert worden und zwar ganz mit Recht.

Eines Tages erschien in der „Nordd. Allg. Zeitung“ ein für Windthorst stark beleidigender Artikel. Zu einer am Abend dieses Tages bei dem Fürsten stattfindenden Gesellschaft waren mehrere Mitglieder der Zentrumsfraktion des Reichstages geladen. Ob durch Windthorst oder wen sonst berufen, weiß ich nicht mehr, fand im Reichstagsgebäude vormittags noch eine Sitzung des Fraktionsvorstandes im

Beisein von Windthorst statt, ob im Hinblick auf jenen Artikel der Einladung zu entsprechen sei. Da die Ansicht obwaltete, namentlich bei Windthorst, der Fürst habe den Artikel inspiriert, so wurde beschlossen, der Soiree fern zu bleiben. Darüber soll der Fürst in schärfster Weise sich ausgesprochen haben, weil die Einladung auch namens seiner Gemahlin ergangen gewesen sei, wolle er auch für seine Person über die Haltung der Zentrumsmitglieder hinwegsehen [1]).

---

[1]) Soll wohl, aus dem etwas nachlässigen Stil Reichensperger's ins Verständliche übertragen, heißen: Der Fürst für seine Person hätte über die Haltung der Zentrumsmitglieder hinweggesehen, aber da die Einladung zugleich auch im Namen der Fürstin ergangen war, verdiene die Unhöflichkeit den schärfsten Tadel.

20.

Bismarck und die Titulaturen

Wir, die wir unter Bismarck gedient haben, wissen, wie genau es Fürst Bismarck im schriftlichen Verkehr mit den Titulaturen und Formalien nahm, gleichviel, ob es sich um Notizen für die Zeitungen oder um amtliche Aktenstücke handelte. So bemängelte er eines Tages den Ausdruck Zarewna, den die „Kölnische Zeitung“ für die russische Kaiserin gebraucht hatte. Das Wort bedeute die Tochter des Kaisers. So oft er die Firma „Reichskanzleramt“ für die später „Reichsamt des Inneren“ umgetaufte Behörde las, monierte er dies. Im Jahre 1884 bemerkte Bismarck nach einem Diner im engsten Kreise einem ihm nahestehenden Diplomaten gegenüber — er war abgerufen worden, um einige Schriftstücke zu unterzeichnen und kehrte ziemlich verdrießlich zurück —: „Titulaturen und Formalien zu prüfen, ist eigentlich wohl nicht Sache des Reichskanzlers, das sollte ihm von anderen abgenommen werden. Aber ich muß jedes Schriftstück, das ich unterschreibe, Wort für Wort durchlesen. In einem Bericht an den Kronprinzen wird der Großherzog von Sachsen-Weimar erwähnt. Der Kronprinz ist ein empfindlicher Herr, er hat mir schon früher einmal bemerkt,

sein Onkel nenne sich Großherzog von Sachsen; das Auswärtige Amt möge das nicht ignorieren. Ich habe die Rüge damals gebührend weitergegeben. Heute macht man dasselbe Versehen, das ich glücklicherweise entdeckt habe. Der Bericht, der schon auf dem Wege zum Kronprinzen sein sollte, muß wieder umgeschrieben werden."

In der Konversation dagegen pflegte Bismarck die Titulaturen fast ganz zu vermeiden. Daß er einen Gesandten oder Minister mit „Exzellenz" oder einen Ministerialbeamten mit „Geheimrat" u. s. w. angeredet hat, wird zu den Seltenheiten gehören. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, mit jedermann, dem Höchsten und dem Niedrigsten, einfach per „Sie" zu verkehren, und wenn er bei einem Vortrage bei dem Kaiser oder dem Kronprinzen einmal die Worte „Majestät" oder „Kaiserliche Hoheit" einfließen ließ, so geschah dies aus besonderer Höflichkeit.

21.

Bismarck und der Kreuzzeitungsredakteur Freiherr von Hammerstein

Am 12. Mai 1893 besuchte ich den damaligen Kreuzzeitungsredakteur Freiherrn von Hammerstein in der Redaktion, um ihn über seine Beziehungen zu dem ersten Kanzler zu befragen. Derselbe gab mir folgende Aufschlüsse.

„Ich war Kreuzzeitungsdeklarant, und als solcher, wiewohl schon von 1880 ab namhaftes Mitglied der konservativen Partei im Abgeordnetenhause, für Bismarck Luft. Als Fürst Bismarck im Jahre 1879 die Zolltarifreform durchsetzte und den bekannten agrarischen Brief an den Freiherrn von Thüngen geschrieben hatte, da drängte sich mir die Überzeugung auf, daß es jetzt für die konservative Partei an der Zeit sei, Bismarck's wirtschaftliche Politik wirksam zu unterstützen und mit der alten Fronde aufzuräumen. Während die andern Deklaranten dem Bedauern über frühere Mißverständnisse meist in Kollektiverklärungen Ausdruck gaben, richtete ich persönlich ein Schreiben an Bismarck, worin ich ihn im Sinne der übrigen Deklaranten um die Wiederherstellung vertrauensvoller Beziehungen bat. Bismarck antwortete als-

bald im befriedigenden Sinne. Seit dieser Zeit datieren meine persönlichen Beziehungen zu demselben.

Als bereits bekannt war, daß ich die Leitung der „Kreuzzeitung" übernehmen würde, und ich mich eben in Pommern aufhielt, lud Bismarck mich ein, ihn in Varzin zu besuchen. Ich folgte dieser Einladung und hielt mich zwei Tage bei dem Reichskanzler auf. Hier wurden eingehende politische Verhandlungen geführt.

Bismarck kam es darauf an, zum Zwecke der weiteren Durchführung seiner Zollpolitik und der Gesetzgebung für die wirtschaftlich Schwachen das gute Verhältnis, welches sich 1879 zwischen den Konservativen und dem Zentrum bei Beratung des Zolltarifs angebahnt hatte, weiter zu pflegen. Ich schien dem Kanzler ein Bindeglied zwischen diesen Parteien, deren Einvernehmen ihm auch in der Frage der Beseitigung des Kulturkampfes wünschenswert erschien. Deshalb war es dem Kanzler auch ganz erwünscht, daß ich, welcher bisher nur dem Landtage angehört hatte, nunmehr auch Mitglied des Reichstages geworden war. Er wünschte, daß ich die Reorganisation der konservativen Partei in die Hand nehme und mich in dieser Sache mit dem Minister von Puttkamer in Verbindung setze. Von dem Anerbieten des Kanzlers, mich brieflich bei Herrn Puttkamer einzuführen, brauchte ich nicht Gebrauch zu machen, da mir derselbe bereits hinlänglich bekannt war. Übrigens hatte der Kanzler vor, in den nächsten Tagen ohnedem selbst nach Berlin zu kommen, sodaß dieser Punkt mündlich erledigt werden konnte.

Ich gehörte zu dem rechten Flügel der Konservativen, sodaß sich Bismarck über mein Programm keiner Täuschung hingeben konnte. In dieser meiner politischen Grundanschauung lag die Ursache, weshalb es zwischen mir und Bis-

marck niemals zu einer völligen Einigung kam. Der Verkehr gestaltete sich gleichwohl in der Folge freundlich. und ich war oft bei Bismarck zu speziellen Beratungen. Es kam wiederholt vor, daß Bismarck mir in den Reichstag sagen ließ, er esse heute allein, ob er mich zu Tisch erwarten dürfe. Als ich einmal mit Bismarck über einen Richterschen Steuerantrag unterhandelte, konnten wir uns nicht einigen. Plötzlich beendete Bismarck die Konversation und nahm ohne Vermittlung ein photographisches Album in die Hand, in dem er zu blättern begann. Ich wußte, was das zu bedeuten habe, griff nach dem Hut und empfahl mich.

Bismarck unterhandelte mit mir auch über die Reform der direkten Steuern; eine Aufhebung der Grundsteuer als Staatssteuer schien dem Kanzler eine zu radikale Maßregel.

Ich war für eine Beseitigung des Kulturkampfes und darum für Anlehnung der Konservativen an das Zentrum. In dem Maße, als Bismarck nach 1881 mittelparteiliche Demarchen machte, lockerte sich mein Verhältnis zu Bismarck, denn es war klar, daß der Kanzler bei einem Bündnis mit den Konservativen und den Nationalliberalen den Stützpunkt nicht bei den extremen Konservativen, sondern in der Mittellinie nehmen müsse. 1884 hatte Bismarck das Ziel bekanntlich erreicht. Eine ernste Differenz entspann sich zwischen mir und Bismarck aus Anlaß des sogenannten Hammerstein-Kleistschen Antrages, welcher bezweckte, auch der protestantischen Kirche in Preußen eine höhere Basis zu geben. Bismarck zeigte für die hierauf abzielenden Bestrebungen kein Entgegenkommen, von der Annahme ausgehend, daß von der geplanten Reform nur die protestantische Hierarchie Nutzen ziehen würde. Wenn es ihm zu bunt würde, bemerkte er (wohl scherzhaft) einmal zu mir, würde er wohl

in die Böhmische Gemeinde eintreten. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen.

Am 20. April 1887 erklärte ich dem Fürsten Bismarck während einer mir bewilligten Audienz: „Morgen bei Beratung des Gesetzentwurfes betreffend Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze werde ich Sie im Abgeordnetenhause offen, aber entschieden angreifen.“ Bismarck kam aber meinem Angriff zuvor, indem er sofort in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 21. April das Wort ergriff, während ich, der ich erst später auf der Rednerliste stand, dadurch taktisch aus der Offensive in die Defensive gedrängt wurde.

Am 22. April 1887 erhielt ich das Wort. Bismarck antwortete sofort gereizt. In den beiden Reden kann man die Gegensätze entdecken, welche zwischen uns in den vorhergehenden Besprechungen zu Tage getreten waren. Während meiner Rede fixierte mich Bismarck fortwährend mit der Lorgnette; wir saßen uns direkt gegenüber; Bismarck bekam einen roten Kopf. Von da habe ich Bismarck nicht mehr gesprochen.

Nach Bismarck's Entlassung war ich mit demselben gleichzeitig in Kissingen zur Kur. Ich hielt es aber nicht für opportun, in der oberen Saline eine Karte abzugeben. Die Haltung der „Kreuzzeitung“ nach Bismarck's Entlassung war — so schloß Hammerstein — ihm gegenüber stets eine würdige, jedenfalls eine viel freundlichere als die mancher Zeitungen, die ihn ehedem vergöttert hatten („Kölnische Zeitung“), von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ nicht zu sprechen.

Fürst Bismarck hat früher als seine Parteigenossen eingesehen, daß trotz der ungewöhnlichen journalistischen Begabung Hammersteins mit ihm ein Bund nicht zu flechten sei. Die Untat, die er später verübt, wird aber auch Bis-

marck in Erstaunen gesetzt haben. Ich traf Hammerstein noch vor Jahren in München, wo er, nachdem er seine Schuld gebüßt, sich niedergelassen hatte. Er schien nur gegebeugt, aber nicht gebrochen, und er war bemüht, mit der Feder und unter Benutzung seiner ehemaligen Beziehungen seiner kümmerlichen Existenz etwas aufzuhelfen.

22.

Bismarck und der zweite Reichsgerichtspräsident von Öhlschläger

Als nach dem Rücktritt Simson's Herr von Öhlschläger, bis dahin Staatssekretär des Reichsjustizamts, zum Präsidenten des Reichsgerichts ernannt worden war, war es von den Mitgliedern unseres obersten Gerichtshofes übel genommen, daß der Präsident nicht aus ihrer Mitte gewählt worden war; doch versöhnte man sich in Leipzig sehr bald mit der Wahl; ging doch Herrn von Öhlschläger von Berlin aus der beste Ruf voraus, und zwar sowohl als Verwaltungsbeamten wie als Menschen.

Auch bei dem Fürsten Bismarck stand Öhlschläger, wie der Altreichskanzler mir in Friedrichsruh erzählte, in dem besten Andenken; er rühmte seine geschäftliche Tüchtigkeit und seine persönliche Liebenswürdigkeit. Das Gespräch des Altreichskanzlers lenkte sich auf Öhlschläger im Zusammenhang mit dem ihm (Bismarck) gemachten Vorwurf, er habe das Zustandekommen des bürgerlichen Gesetzbuches zu verhindern gesucht. „Ganz im Gegenteil“ — bemerkte der Altreichskanzler — „ich förderte das große Werk geradezu, indem

ich den mir von Öhlschläger gemachten Vorschlag in betreff der Bildung einer aus Parlamentariern verstärkten neuen Gesetzbuchs-Kommission billigte. Erst von da ab war das Werk gesichert."

Eines Tages ließ sich Öhlschläger durch Herrn von Rottenburg beim Reichskanzler anmelden, um dessen Stellungnahme zu einer vorliegenden Bundesratsdrucksache in Erfahrung zu bringen. Der preußische Justizminister von Schelling hatte nämlich seinen Kollegen im Reichsjustizamt gebeten, ihn im Bundesrat bei der Beratung der betreffenden heiklen Frage, in der das preußische Staatsministerium bereits Beschluß gefaßt hatte, zu vertreten. Öhlschläger bat den Fürsten Bismarck um eine Instruktion für die Bundesratsabstimmung. „Darf ich fragen, Durchlaucht, welchen Standpunkt das preußische Staatsministerium in der Sache eingenommen hat?"

Bismarck: „Das sage ich Ihnen nicht."

Öhlschläger: „Ja, dann kann ich aber doch im Bundesrat meine Stimme nicht abgeben."

Bismarck: „Das sollen Sie auch nicht. Was brauchen Sie gleich bei Ihrem Eintritt in den Bundesrat sich zu kompromitieren? Lassen Sie die Sache doch Schelling ausfechten."

Herr von Öhlschläger war einer der letzten hohen Würdenträger, die vor der Entlassung Bismarck's nach Friedrichsruh gebeten wurden. Es war das am 12. Dezember 1889. Die Einladung dorthin erfolgte in der Form eines chiffrierten Telegramms aus Friedrichsruh; da Öhlschläger den Schüssel zu der Geheimschrift nicht besaß, so ging er zu dem Grafen Herbert, der ihm das Rätsel löste, und bat, sich sogleich zu seinem Vater nach Friedrichsruh zu begeben.

Der Staatssekretär wurde von dem Kanzler mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen; seine begreifliche Ungeduld, den Grund der mysteriösen Berufung zu erfahren, wurde jedoch noch längere Zeit auf die Probe gestellt; denn das Gespräch betraf bei der ersten Begegnung mit Bismarck nicht den Gegenstand, weshalb er nach Friedrichsruh berufen worden war. Erst bei der Spazierfahrt im Sachsenwald schüttete ihm der Kanzler sein Herz aus. Er habe von einem seiner preußischen Ministerkollegen in einer gewissen Frage, welche das Reich betraf, ein Schreiben erhalten, welches seiner (Bismarcks) Ansicht zufolge auf eine nicht zutreffende Auslegung der einschlägigen Bestimmungen der Reichsverfassung beruhte. Allem Anschein interessiere sich für die Sache auch der Kaiser, deshalb nehme er es als sicher an, daß seine Antwort auch zur Allerhöchsten Kenntnis gelangen werde. Die Sache sei darum reiflich zu überlegen.

Nach der Rückkehr ins Schloß bat der Kanzler Herrn von Öhlschläger zu sich und übergab ihm den Entwurf seiner Antwort an den preußischen Minister, eine Angabe von der Hand Rottenburgs, die Bismarck stark durchkorrigiert hatte. Der Staatssekretär äußerte, da er wußte, daß die Friedrichsruher Antwort voraussichtlich dem Kaiser vorgelegt werden würde, einige Bedenken gegen deren Fassung; wie die Dinge lägen, würde es wohl nicht angehen, dem preußischen Minister einfach ablehnend zu antworten: es müsse diesem doch ein Ausweg gezeigt werden, was anderweitig zu geschehen habe, um die von ihm resp. der Allerhöchsten Stelle erstrebten Ziele zu erreichen. Im weiteren Verlaufe schlug er zu diesem Zwecke einen Zusatz vor, der seiner Ansicht nach am Schlusse des Schreibens Platz finden sollte. Darauf bestimmte der Kanzler, daß ihm am folgenden Tage noch einmal Vortrag in der Sache erstattet werde, und zwar

unter Beiziehung des Geheimrats von Rottenburg. „Vier Augen sehen besser als zwei." Bei diesem zweiten Vortrag acceptierte der Kanzler den Öhlschlägerschen Zusatz, bemerkte aber, dieser solle nicht an den Schluß, sondern an den Anfang des Antwortschreibens gestellt werden. Und in dieser Fassung ging es an den Ministerkollegen in Berlin tatsächlich ab.

Die Beiziehung des Staatssekretärs des Reichsjustizamts hatte für den Reichskanzler einen nicht zu unterschätzenden Wert; denn es war nicht ausgeschlossen, daß Herr von Öhlschläger in einem späteren Stadium der Sache noch einmal amtlich um seine Auffassung gebeten wurde, und eben dieser Auffassung war Bismarck fortab sicher. Jetzt erklärte sich auch, weshalb die Berufung nach Friedrichsruh nicht in der Form eines Telegramms en clair erfolgt war; Bismarck wünschte offenbar nicht, daß seine Beratung mit Öhlschläger dem Ministerkollegen durch eine Indiskretion bekannt würde.

Öhlschläger erfreute sich in Leipzig derselben allgemeinen Beliebtheit wie vordem in Berlin als Generalauditeur der Armee und als Leiter des Reichsjustizamts. Sein Nachfolger in der letzteren Stelle wurde der bisherige Direktor im Reichsamt des Innern Herr Nieberding, sein Nachfolger in Leipzig der bisherige Direktor im Reichsjustizamt Dr. Gutbrod. Die ersten beiden Chefpräsidenten des Reichsgerichts waren merkwürdigerweise beide Ostpreußen gewesen. Den Oberrichtern aus dem deutschen Norden folgte jetzt ein Süddeutscher, ein Württemberger.

23.

Bismarck und Moltke

Die Reibungen, die zwischen Bismarck und dem großen Generalstab in den Tagen von 1866 und 1870 hervorgetreten sind, haben glücklicherweise das persönliche Verhältnis zwischen Bismarck und Moltke nicht zu trüben vermocht. Die Ursache dieser Reibungen lag in der von den Generalstäblern aufgestellten Thesis, daß die Diplomatie überhaupt nicht in den Krieg gehöre. Demgegenüber wurde von dem ersten Kanzler stets an dem Grundsatz festgehalten, daß die Beziehungen zu fremden Staaten während eines Krieges noch mehr der unmittelbarsten Beratung zwischen dem Monarchen und seinem auswärtigen Minister bedürftig wären als im Frieden. In Versailles entzündete sich der Streit bekanntlich hauptsächlich aus Anlaß der von Bismarck und Roon gebieterisch verlangten Beschießung von Paris. Wie Bennigsen mir in den neunziger Jahren bei einem Diner seines Fraktionsgenossen Benda nach Tisch erzählte, äußerte Bismarck zu ihm in Versailles: „Ich sehe mir die Sache nur noch kurze Zeit an; hält der Stillstand der Operationen vor Paris an, so werde ich

mit einem Reitknecht an die deutsche Grenze reiten." Bei der gereizten Stimmung, die damals Bismarck gegen die Herren vom Großen Generalstab an den Tag legte, mag, sozusagen in der Hitze des Gefechts, auch einmal auf Moltke etwas abgefallen sein. Aber jedes in bewegter Zeit unter vier Augen gesprochene Wort gewinnt — wie Bismarck in einem bisher unveröffentlichten Briefe aus dem Anfang der achtziger Jahre bemerkte — eine ganz andere Bedeutung, wenn es, aus dem Zusammenhang gelöst, nach Jahren vor das Publikum gebracht wird, welches die Situation nicht erlebt hat. Bismarck hatte vielmehr, wie er dort weiter sagte, „eine hohe Meinung von seinem (Moltke's) politischem Verständnis sowohl als von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit."

Eine Reihe von Daten beweisen unumstößlich, daß es sich bei diesen anerkennenden Worten nicht um bloße Redensarten handelte: Als der hochbetagte Schlachtendenker aus seinem tatenreichen Leben schied (24. April 1891), da richtete Fürst Bismarck auf die ihm übermittelte Todesnachricht nachstehendes Telegramm an die Familie: „Mit tiefster Betrübnis erhalte ich Ihre telegraphische Mitteilung von dem unersetzlichen Verlust, welchen unser Vaterland erlitten hat. Ich empfinde denselben besonders schmerzlich, nachdem es mir vergönnt gewesen ist, Jahrzehnte hindurch mich nicht nur an der ruhmreichen Mitwirkung des Feldmarschalls im Dienste zu erfreuen, sondern auch an seiner stets gleichen Liebenswürdigkeit bei den nahe befreundeten Beziehungen, in denen ich mit ihm zu stehen die Ehre hatte."

Unser Interesse beanspruchen noch die nachstehend mitgeteilten beiden Äußerungen Bismarck's über Moltke. Auf eine Anregung des Geheimen Justizrats und Professors Dr. Felix Dahn schrieb der Fürst: „Eine Äußerung meinerseits

über meinen heimgegangenen Freund den Grafen Moltke würde, wenn sie den Feldherrn beträfe, eine Überhebung sein, ich könnte nur über meine persönlichen Beziehungen zu ihm das Zeugnis ablegen, daß er unter allen, auch unter schwierigen Umständen — jederzeit ein liebenswürdiger Freund gewesen ist. Wollte ich mehr sagen, so würde es entweder eine banale Phrase sein oder „ne sutor ultra crepidam“ verletzen.“

Als am 23. Mai 1895 1400 Leipziger Damen und Herren dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh eine Huldigung darbrachten, kam dieser bei dem nachfolgenden Frühstück, an welchem eine Abordnung der Leipziger teilnahm, auf Moltke zu sprechen.“

„Ja, Moltke,“ begann der Fürst, „er war eine kühle Natur; des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr war ganz für ihn maßgebend. In vielem waren wir verschieden; er war, wie es im Goetheschen „Fischer“ heißt, stets „kühl bis ins Herz hinan.“ Ein Durchgänger war er nie! Moltke war immer zu haben, und immer, Tag oder Nacht, erschien er mit militärischer Pünktlichkeit, stramm, sauber, sogar die Stiefeln waren gewichst, selbst wenn es nachts um zwei oder drei Uhr war.“

Ein anderes Mal sagte der Fürst in einer Ansprache: „Auf absehbare Zeit bleibt für uns das Wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer aus gedienten Leuten, die mit der besten Waffe ausgerüstet sind. Das war auch Moltke's Meinung, mit dem mich die Überzeugung verband, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festlande auszufechten haben werden.“

In einem Falle sogar verschmähte es Fürst Bismarck nicht, bei Abfertigung eines Widersachers in einem Zeitungsaufsatz die Wortkargheit des berühmten Strategen ins Gefecht zu führen. Es hieß da:

„Eine wirksame Beredsamkeit ist zwar bei einem Staatsmanne eine erwünschte Zugabe und namentlich im Parlamente unentbehrlich; aber für die Angehörigen eines Staates ist es nützlicher, wenn sie von Schweigern wie Moltke, als von „Rednern" regiert werden."

So bleiben denn Bismarck und Moltke mit der Einigung Deutschlands ebenso unauflöslich verbunden, wie es die Namen eines Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Blücher und Gneisenau mit der Befreiung Preußens vom fremden Joch sind.

24.

Bismarck und der Minister für Landwirtschaft Freiherr von Lucius

Robert Lucius, geboren 20. Dezember 1835, einer alten katholischen Erfurter Patrizierfamilie entstammend, studierte 1854 bis 1858 in Heidelberg und Breslau Naturwissenschaften und Medizin, absolvierte im Februar 1859 sein Staatsexamen und begab sich auf Reisen nach Frankreich und England, machte Januar bis März 1860 den spanischen Feldzug in Marokko mit, wo er sich der preußischen Mission unter Oberst von Goeben anschloß, bereiste Spanien, Ägypten, Ceylon und schloß sich da der preußischen Expedition nach Ostasien an, welche unter Führung des Grafen Fritz Eulenburg (nachmaligen langjährigen Minister des Innern) Handelsverträge mit Japan, China, Siam abschließen sollte. Nach beendeter Expedition durchreiste er Ostindien und kehrte im Herbst 1862 nach Deutschland zurück, wo er den väterlichen Besitz Ballhausen, Kreis Weißensee, durch Erbschaft übernahm. Zum Kreisdeputierten gewählt, verwaltete er in den Jahren bis 1870 mehrfach das dortige Landratsamt. In den Jahren 1864 und 1866 machte er als Reserveoffizier im Brandenburgischen Kürassierregiment Nr. 6 und die Feldzüge gegen Dänemark und Österreich mit, ebenso den

französischen Feldzug als Ordonnanzoffizier im Stab der 8. Infanteriedivision und wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, Im April 1870 wurde Lucius in Erfurt in den Reichstag gewählt und vertrat, mit stets steigender Majorität wiedergewählt, diesen Wahlkreis bis 1882, wo die Frage des Tabakmonopols ihn das Mandat verlieren ließ. 1889 Vizepräsident des Reichstags. Gleichzeitig vertrat Lucius den Wahlkreis Schleusingen-Ziegenrück im Abgeordnetenhause bis 1879, wo er, auf dieses Mandat verzichtend, in Greifswald-Grimmen gewählt wurde und bis 1894 Mitglied des Abgeordnetenhauses blieb. Im Jahre 1895 wurde er aus allerhöchstem Vertrauen ins Herrenhaus berufen. Am 13. Juli 1879 zum Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannt, vertrat Lucius im Reichstag landwirtschaftliche Fragen, sowohl bei der Zollgesetzgebung in den Jahren 1885 und 1887 als bei den veterinärpolizeilichen Maßnahmen. Im Jahre 1887 vertrat derselbe in erster Linie den Regierungsantrag, betreffend die Erhöhung der Getreidezölle (Roggen und Weizen von 3 auf 5 Mark), da der Ressortminister von Bötticher und der Reichsschatzsekretär von Jacoby erkrankt waren. Die Frage kam bis Dezember 1887 zu einem schnellen, glücklichen parlamentarischen Abschluß. Aus dieser Veranlassung richtete Bismarck an Lucius aus Friedrichsruh am 4. Dezember 1887 die folgenden Zeilen:

„Euer Excellenz gefälliges Schreiben vom 2. habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und benutze diese Gelegenheit, um Ihnen meinen verbindlichsten Dank für die entschiedene und beredte Weise auszusprechen, mit welcher Sie die alleinige Vertretung der Getreidezollvorlage wahrgenommen haben.

Ich teile Euer Excellenz Ansicht vollkommen, daß eine Verquickung der Fragen der Währung und des Identitäts-

nachweises mit der des Getreidezolles letzteren schädigen würde; hoffentlich wird es Eurer Excellenz Bemühungen gelingen, die Kommissionsberatungen von dieser Vermischung frei zu halten. Meines Erachtens würde es nützlich sein, in der Kommission mehr darauf hinzuweisen, daß die Erhöhung der Getreidezölle uns die einzige Handhabe bietet, um dem russischen Prohibitionssystem wirksam entgegenzutreten. Wir können wegen Zollfragen keinen Krieg mit Rußland beginnen, und die politischen Gegensätze ihrer wegen nicht verschärfen, wohl aber können wir durch Erschwerung der russischen Einfuhr nach Deutschland Rußland nötigen, seinerseits auf unsere Interessen mehr Rücksicht zu nehmen. Dazu bieten die Getreidezölle die erste und wirksamste Handhabe."

Die Lucius'sche Tätigkeit als preußischer Minister war um so reger, als das Ministerium durch die am 1. April 1879 erfolgte Übertragung der Domänen- und Forstverwaltung vom Finanz- auf das Landwirtschaftliche einen erhöhten Inhalt gewonnen hatte und als die Zeiten für die Landwirtschaft treibende Bevölkerung besonders kritisch waren. Von wichtigeren Gesetzen, welche unter Minister Lucius zu stande kamen, sind zu nennen: das Viehseuchengesetz vom 23. Juni 1880; das Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880, (Ges.-Samml. S. 230); die Landgüterordnung für die Provinz Westfalen und die vier rechtsrheinischen Kreise vom 30. April 1882, (Ges.-Samml. S. 255), später für Lauenburg, Holstein und die anderen Provinzen; die Übertragung der altländischen Seperationsgesetzgebung auf das linke Rheinufer, Hessen-Nassau und so weiter; das Ansiedelungsgesetz für Westpreußen und Posen vom 26. April 1886, (Ges.-Samml. S. 131), und die Einführung des Instituts der Rentengüter für die anderen Provinzen.

Das große Weichselregulierungsprojekt wurde unter Lucius zum Abschluß gebracht durch das bezügliche Gesetz vom 24. Juni 1889 und das Ausführungsstatut für den neugebildeten Deichverband; das Moorkultur- und Meliorationswesen nahmen unter seiner Verwaltung einen erheblichen Aufschwung; das Gestütwesen wurde durch Erhöhung des Ankaufsfonds, durch die Vergrößerung der Hauptgestüte und durch die Gründung von drei neuen Landgestüten, in Gnesen Braunsberg und Halle gefördert.

Nach dem Tode des Herzogs von Braunschweig hatte Lucius im Auftrag des Kronprinzen, welchem das Thronlehen Öls zugefallen war, die Auseinandersetzung mit den anderen Erben zu führen. Der befriedigende Abschluß dieses Kommissoriums gab wohl den nächsten Anlaß dazu, daß Kaiser Friedrich nach seiner Thronbesteigung aus eigener Bewegung Lucius in den erblichen Freiherrnstand erhob. (Mai 1888.)

Die Standeserhöhung erfolgte, wie in den ersten amtlichen Notifikation ausdrücklich bemerkt war, „tax- und stempelfrei"; demgemäß wurde auch der Stempel für das; um die Erblichkeit der neuen Würde zu sichern, zu stiftende Fideikommiß nicht erhoben. Dieselbe Praxis war in den letzten dreißig Jahren in allen gleichartig liegenden Fällen, das heißt wo die Standeserhöhung proprio motu des Monarchen und nicht auf Antrag des Begnadigten erfolgt war, konstant beobachtet worden.

Im November 1890 schied Lucius aus seinem Amt aus, weil er glaubte, die große Schwenkung, welche in der Wirtschaftspolitik durch die Konzessionen bei den Verhandlungen über den österreichischen Handelsvertrag sich vollzogen hatte, nicht mitmachen zu können. Nachdem Lucius in einer länger wie elfjährigen Ministertätigkeit für die Einführung und Er-

höhung der landwirtschaftlichen Zölle eingetreten war, glaubte er diesen Systemwechsel — mochte er durch höhere politische Rücksichten geboten sein oder nicht — jedenfalls nicht amtlich vertreten zu können.

Das Verhältnis zu dem Fürsten Bismarck war — trotz mannigfacher, in der Natur der Verhältnisse und Personen liegenden Friktionen — bis zu dessen Ableben ein dauernd freundschaftliches [1]). In Erwiderung auf ein Luciussches Beileidsschreiben beim Tode der Fürstin Bismarck schrieb ihm der Altreichskanzler:

Varzin, den 28. November 1894

Verehrter Freund und Kollege!

Mit herzlichem Danke habe ich den Ausdruck Ihrer Teilnahme an meiner Trauer empfangen; derselbe war mir um so wohltuender, als meine liebe Frau mit mir stets die Erinnerung bewahrt hat, daß wir nicht nur politisch, sondern auch persönlich treu befreundet waren.

Der Ihrige

von Bismarck.

---

[1]) Über sein Verhältnis zu Bismarck und sein politisches Programm bemerkt der Minister Lucius in einer vor seinen Wählern gehaltenen Tischrede in Erfurt am 6. April 1881: „Seit meinem Eintritt in das politische Leben, seitdem ich vor nunmehr elf Jahren zuerst in den Reichstag durch Ihr Vertrauen berufen worden bin, habe ich die Politik des damaligen und des jetzigen Ministerpräsidenten und Reichskanzlers aus voller innerer Überzeugung von ihrer Richtigkeit unterstützt: eine Politik, welche gerichtet war auf die Gründung des Deutschen Reiches und auf die einheitliche Regelung der dahin gehörigen Gebiete, bei voller Achtung der berechtigten Selbständigkeit der Einzelstaaten — unter dieser Politik ist das Deutsche Reich gewachsen und erstarkt."

25.

Bismarck und die Baumwollfrage

In einem interessanten Artikel in der „Marine-Rundschau" 1904, 6. Heft erörtert der Legationsrat Professor Dr. Helfferich das Problem, auf welche Weise die europäischen Staaten die Grundlagen einer ihrer wichtigsten Industrien gegenüber der wachsenden Bedrohung durch die Knappheit der Rohstoffzufuhr und durch das Rohstoffmonopol der Vereinigten Staaten sicher stellen können. Professor Helfferich empfiehlt, in unseren Kolonien, besonders in Afrika, die Baumwollkultur möglichst intensiv einzuführen, und wir ersehen bei dieser Gelegenheit, daß der Vater des Gedankens einer planmäßigen Förderung der Baumwollkultur in den deutschen Kolonien kein Geringerer ist, als der Reichskanzler Fürst Bismarck. Auf Grund der bisher unbekannten Akten des Auswärtigen Amtes stellte Professor Helfferich Nachstehendes fest: Am 17. September 1889 brachten die „Berliner Politischen Nachrichten" einen kurzen Auszug aus einem Artikel der „Manchester Examiner and Times" über die Kultur der Baumwolle in Westafrika. In dem Artikel war die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich sein sollte, die Eingeborenen Afrikas zur Anpflanzung von Baum-

wolle zu veranlassen; das Operationsfeld für ein solches Unternehmen müsse an der Westküste Afrikas liegen, von wo wir etwa ebensoweit entfernt wären, wie von New-Orleans ohne, — wie es bei dem Bezug von Baumwolle von der Ostküste Afrikas der Fall wäre, Kanalgebühren zahlen zu müssen. Dieser Artikel gab dem Fürsten Bismarck Anlaß zu der Anordnung, es sollte Herr von Soden, der damalige Gouverneur von Kamerun, zu einer gutachtlichen Äußerung darüber aufgefordert werden, ob und in welcher Weise die Baumwollkultur in unseren westafrikanischen Besitzungen eingeführt werden könne. Desgleichen sollte Herr von Hansemann über die Aussichten der Baumwollkultur in Neu-Guinea gehört werden. Dabei bekundete Fürst Bismarck als seine Ansicht, daß ihm der Anbau von Baumwolle da, wo er möglich sei, als eines der wichtigsten Mittel zur wirtschaftlichen Förderung überseeischer Gebiete erscheine. Nachdem dem Reichskanzler umgehend Vortrag über die damals schon vorliegenden Feststellungen über das Vorkommen von Baumwolle und über die privaten Versuche mit Baumwollpflanzungen in den deutschen Schutzgebieten gehalten worden war, ließ der Reichskanzler die deutsche Gesandtschaft in Washington anweisen, sie solle die Konsuln in den amerikanischen Baumwolldistrikten zum Bericht auffordern, ob dort eine geeignete Persönlichkeit, womöglich deutschen Ursprungs, zu finden wäre, die man nach unseren westafrikanischen Besitzungen oder Neu-Guinea entsenden könnte, um an Ort und Stelle die Baumwollpflanzungen zu überwachen und mit Rat und Tat einzugreifen. Gleichzeitig erklärte sich der Reichskanzler bereit, die Kosten auf seinen Dispositionsfonds zu übernehmen.

Eine Verwirklichung des Bismarckschen Gedankens erfolgte erst nach zwölf Jahren, und wenn auch die Anfänge

mit unserer kolonialen Baumwollkultur in Togo bis zur Stunde noch bescheiden sind, so besteht doch die Aussicht, daß die deutsche Energie und wissenschaftliche Gründlichkeit auch auf diesem Gebiete bahnbrechend wirken werden.

26.

Henry Villard's Bismarckerinnerungen

Das Märzheft (1904) der „Century Illustrated Monthly Magazine" brachte ein Referat des bekannten amerikanischen Eisenbahnkönigs Henry Villard über einen im Sommer 1890 dem Fürsten Bismarck abgestatteten Besuch in Friedrichsruh. Von dem Professor Schweninger empfangen nnd auf sein Zimmer begleitet, war er noch mit seiner Toilette beschäftigt, als Bismarck bei ihm eintrat, gefolgt von seinen beiden dänischen Doggen. Er gab seiner Freude über den Besuch Ausdruck, einmal weil es Villard als Deutscher (er war geborener Pfälzer) gelungen war, sich in fremden Landen eine große Stellung zu machen, und weil Bismarck die ganze Woche über, abgesehen von Schweninger, keinen Besnch empfangen hatte. „Ja, es ist Tatsache," bemerkte Bismarck, „daß ich unter einem förmlichen Boykott lebe. Seidem ich meine Stellung verloren, hat jedermann Angst, etwas mit mir zu tun zu haben, aus Furcht, dem jungen Herrn zu mißfallen, der mich entlassen hat. Früher hatte ich Mühe, mir die Besuche vom Leib zu halten. Jedermann wollte herkommen, besonders die offiziellen Persönlichkeiten, welche sich meines Wohlwollens versichern wollten. Jetzt läßt sich

keiner von ihnen mehr sehen, um nicht in den Zeitungen als mein Besucher genannt zu werden; würden sie mir in Berlin auf der Straße begegnen, so würden sie mich vielleicht nicht mal grüßen."

Später sagte Bismarck auf der Veranda, die gichtigen Hände Villard's bemerkend und auf Schweninger deutend: „Das ist der Mann, der Ihnen helfen kann. Nach seinem Rate hätte ich den Dienst schon längst quittieren sollen; vielleicht wäre es für mich besser gewesen. Alle möglichen Ärzte haben an mir herumgedoktort, ohne mir zu helfen. Sie sollten es mit ihm probieren: er ist aber ein großer Tyrann und verlangt gebieterisch den Gehorsam des Patienten. Es wurde mir nicht leicht, meine Lebensgewohnheiten zu ändern, aber er setzte es durch. Ich esse und trinke jetzt nur mehr, was er mir erlaubt. Sehen Sie nur, wie freundlich er aussieht. Ich sage Ihnen aber, er kann so grob sein, wie ein Altbayer, was er auch ist." Nach mancherlei Erkundigungen über Villard's Tätigkeit bei der Northern Pacific Bahn bemerkte Bismarck, er halte die Amerikaner für das fortgeschrittenste Volk der Welt und bewundere sie; neu war ihm zu hören, daß sie in Würdigung des Verdienstes von Nichtamerikanern vollständig frei seien von nationaler Eifersucht.

Als Bismarck beim Diner, nachdem er bereits ein Glas Rheinwein getrunken, noch ein zweites verlangte, bemerkte Schweninger: „Durchlaucht, Sie haben die Erlaubnis für ein Glas gehabt, und nun ist es genug." Darauf Bismarck, Villard lächelnd ansehend: „Nun sehen Sie, wie ich behandelt werde. Ich muß mich fügen; ist der gestrenge Herr aber nicht hier, so schlage ich über die Stränge. Er weiß es nicht, ich will es ihm aber jetzt sagen," — und dabei lachte er herzlich — „daß ich bei der letzten Feier

meines Geburtstages mich an einigen Flaschen Wein und einigen Gläsern Bier gütlich tat."

„Ja" — antwortete Schweninger — „das taten Sie, und als ich einige Tage darauf hier ankam, litten Sie schrecklich unter Ihren neuralgischen Schmerzen."

Nach Tisch auf der Fahrt durch den Sachsenwald begann Bismarck zu Villard, nachdem er ihm über seine Besitzung gesprochen, auf einmal in englischer Sprache — damit der Kutscher ihn nicht verstehen könne — die Geschichte seiner Entlassung zu erzählen. Gleich zu Anfang überraschte Bismarck seinen Besucher durch eine echt amerikanische Redewendung: „Since I have been kicked out of office." Auf Villard's Frage, wo Bismarck wohl diesen Ausdruck aufgeschnappt habe, erwiderte er, daß er sich dessen nicht erinnere, daß derselbe aber exakt die Art seiner Entlassung wiedergebe. Eine solche Flut von schneidendem Sarkasmus und bitteren Anklagen, wie sie nun eine halbe Stunde folgte, hatte Villard niemals in seinem Leben gehört. Zum Beweis der ungerechten Behandlung, die Bismarck erfahren, erzählte er, was er alles im Leben getan hatte, um die Nation zu einigen und die Dynastie der Hohenzollern groß zu machen. Seine Sprache nahm einen geradezu leidenschaftlichen Charakter an, als er unter anderm von einem der Minister sprach, den er für seine Entlassung in erster Linie verantwortlich machte. In bezug auf einige seiner früheren Kollegen gebrauchte Bismarck einen höchst despektierlichen Ausdruck, und zum Schlusse bemerkte er, er sei froh, sich einmal einem Gentleman gegenüber rückhaltlos aussprechen zu können, von dem er überzeugt sei, daß er sein Vertrauen ehren werde. Eine Äußerung Bismarck's war so stark, daß man ihre Richtigkeit bezweifeln würde, wenn sie wiedergegeben werden sollte. Die Haltung

Bismarck's während seiner Philippika war höchst interessant; das Arbeiten von jeder Ader und Muskel seines Gesichtes bewies die heftige Aufregung; das mächtige Spiel seiner großen Augenbrauen war gleichfalls höchst merkwürdig; am wirkungsvollsten aber war der Geist und der helle Schein, der aus seinen wundervollen Augen leuchtete. Niemals kam jemand in die Nähe des Kanzlers, ohne den tiefen Eindruck der Macht zu empfinden, welche aus diesen großen blaugrauen Augen strömte.

Demnächst wechselte Bismarck das Thema, um sich bewundernd über die gewaltige Entwickelung der Vereinigten Staaten auszusprechen. Lange schon habe er den Wunsch gehegt, dieses Land mit eigenen Augen zu sehen; so lange er im Dienst gewesen, war die Ausführung selbstredend unmöglich; jetzt denke er allen Ernstes daran, die Einladung der Hamburg-Amerika-Linie anzunehmen, und den Ozean auf dem nach ihm benannten Dampfer zu kreuzen. Zunächst müsse er aber noch den Widerstand seiner Frau und Schweninger's überwinden. Auf die Versicherung Villard's, Bismarck's Besuch werde drüben sowohl von den Amerikanern als von den Deutschen mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen werden, äußerte der letztere: „Das ist gerade der Grund für den Widerspruch meiner Frau und meines Arztes, und auch ich selbst fürchte die Anstrengung und den Zwang der öffentlichen Aufmerksamkeit, und würde es darum vorziehen, ganz inkognito zu reisen."

Bismarck erkundigte sich, ob die Vereinigten Staaten nach Villard's Ansicht dauernd zusammenhalten könnten, trotz ihrer territorialen Ausdehnung, trotz des rapiden Anwachsens ihrer Bevölkerung, der freien Zulassung großer Massen von Fremden, und des Unterschieds des Klimas und der lokalen Interessen. Er betrachtete auch die vielen Millionen von

Negern und die ausgeprägten Rassenvorurteile gegen dieselben als eine schwere und dauernde Gefahr. Für Amerika sei die bestehende Form der demokratischen Regierung ganz ebenso angebracht, wie die Monarchie für Deutschland. „Auch ich würde ein überzeugungstreuer Republikaner sein, wenn ich in Amerika lebte."

In bezug auf das allgemeine Wahlrecht bemerkte er: „Man kann nicht sagen, daß die Resultate desselben immer zufriedenstellende waren; ich betrachte es aber immer als ein gerechtes Äquivalent für die allgemeine Wehrpflicht. Mehr noch, seine Einführung war unumgänglich nötig als eine Art Zement bei der Erbauung des Reichsgebäudes, ebenso als ein Mittel zur Unterdrückung der traditionellen zentrifugalen Tendenzen von einigen unserer kleinen Potentaten und Staaten. Als den wildesten Auswuchs des allgemeinen Stimmrechts betrachte ich die Sozialdemokratie, und ich hege die Überzeugung, daß der Staat dieses Übel mit Gewalt unterdrücken muß." Über Schurz sagte Bismarck, daß er nicht bloß seine große öffentliche Karriere in Amerika bewundere, sondern auch die persönlichen Vorzüge, die er bei mehrfachen Zusammenkünften mit ihm entdeckt habe. Es sei schade, daß ein solcher Mann seine Kräfte einem fremden Lande widme, und nicht dem Vaterlande. Gerade dieser Typus wäre geeignet, in Deutschland den „Geheimrat" zu ersetzen, mit dem er die schlimmsten Erfahrungen gemacht habe.

Als einen großen Mißstand bezeichnete Bismarck, daß die Wählbarkeit von Senatoren und Abgeordneten in Amerika in gewisser Beziehung gebunden sei an ihr Domizil in dem Staate und Distrikte, welche sie repräsentieren. Dies Verhältnis sei geeignet, Vorkämpfer des lokalen an Stelle des nationalen Interesses zu züchten.

Nach Tisch bei der Pfeife bemerkte Bismarck im Anschluß an eine Zeitungsnotiz, er habe sich seinerzeit die denkbar größte Mühe gegeben, das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland auf das Beste zu gestalten; dasselbe sei für Deutschland von vitaler Bedeutung; es sei zu fürchten, daß in dieser Beziehung unter dem neuen Regime in Berlin eine Wendung zum Schlechteren eintrete.

Am zweiten Besuchstage gab Bismarck u. a. Reminiszenzen aus dem deutsch-französischen Kriege zum Besten; er erzählte über seinen Aufenthalt in Versailles, die Friedensverhandlungen mit Jules Favre und Thiers, die Mühe, welche die Geburt des deutschen Kaiserreiches gekostet, und die tiefe Demütigung, welche Frankreich dadurch erfahren, daß die Proklamierung des deutschen Kaisers in dem Palaste Ludwig XIV. vor sich ging, was auf seine Initiative geschehen sei.

Die Hamburger nannte er seine liebsten und besten Nachbarn. „Als ich vorschlug, Hamburg in die deutsche Zollinie zu ziehen, wurde ich der bestgehaßte Mann in dieser Stadt, da die Einwohner der Ansicht waren, daß sie ruiniert seien, wenn sie das Prestige der Freihandelsstadt verlieren würden. Tatsächlich hat die Einschränkung des Freihafengebietes die Prosperität Hamburgs nicht nur nicht vermindert, sondern dieselbe sogar erhöht, und der frühere Unterdrücker wurde auch bald als der Wohltäter des alten Hanseatischen Gemeindewesens anerkannt.“

Villard verließ Bismarck mit dem Eindruck, daß er die Eindrücke wegen seiner Entlassung niemals überwinden, daß jede Aussöhnung desselben mit dem neuen Regime stets nur eine äußerliche sein werde, und daß sein Unmut über das Vorgefallene nie erlöschen werde, solange er lebe. Dies Urteil müßten alle diejenigen bestätigen, die in den letzten Jahren seines Lebens um ihn weilten.

27.

Heinrich von Sybel in Friedrichsruh

Goethe sagt einmal, daß manche schwere Schicksalsschläge, die uns treffen, in ihrem Schoße Gestellungen und Entwickelungen bergen, die uns unerwartete Lichtblicke und Glücksfülle bringen. So ging es auch Heinrich von Sybel und mir, als uns Caprivi die Benutzung der Staatsakten entzog; das brachte uns beide dem Fürsten Bismarck, der sich jetzt moralisch verpflichtet fühlte, unsere ferneren Publikationen, soweit seine privaten Kräfte in Friedrichsruh reichten, zu fördern, noch etwas näher. Den Direktor der preußischen Staatsarchive traf die engherzige Verfügung des zweiten Reichskanzlers besonders schwer, da er für sein Werk „Die Begründung des deutschen Reiches unter Kaiser Wilhelm I." einen festen Vertrag mit dem Münchener Verlagsbuchhändler Oldenbourg in Händen hatte, und nun nicht wußte, ob er ohne Benutzung der amtlichen Quellen das Werk zu Ende führen könne. Der gewandte Mann wußte sich indessen zu helfen. Er beschloß, die beiden letzten Bände mit Hilfe der bereits bekannten Quellen und mancher ihm zu teil gewordenen guten Informationen zu schreiben, über diejenigen Episoden aber, die ihm dunkel blieben, Bismarck selbst zu

konsultieren. Auf diese Weise hatte Sybel mehrfach das Glück, in Friedrichsruh empfangen zu werden. Es waren, wenn er sich im Tuskulum des Altreichskanzlers meldete, meist nur solche Gäste vorhanden, auf die Bismarck keine besondere Rücksicht zu nehmen brauchte; denn Sybel nahm dann seinen früheren Chef außerordentlich in Anspruch. Nach dem Frühstück wurde ihm die ehrenvolle Auszeichnung zu Teil, lange Zeit mit dem Fürsten in dessen Zimmer allein konferieren zu dürfen. Am Nachmittag pflegte ihn Bismarck einzuladen, mit ihm im Sachsenwald spazieren zu fahren, wobei geschichtliche Erinnerungen wiederum hauptsächlich den Gesprächsstoff bildeten. Bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten dagegen wurde über den Zweck des Besuches nicht gesprochen. Bei einem solchen Besuche Sybel's (in den letzten Tagen des Mai oder am 1. Juni 1892) erzählte er nach Tisch auf der Terrasse von den Wundern des Himmels. „Wo das bloße Auge nur einige tausend Sterne unterscheiden kann, zeigen uns die empfindlichen photographischen Platten die Gegenwart von Millionen — eine endlose Reihe von Sonnensystemen, von denen jedes einzelne vielleicht gewaltiger als das unserige ist. Während ferner das Licht der Sonne nur ungefähr acht Minuten (sic!) braucht, um die Erde zu erreichen, gibt es Sterne, deren Licht Tausende von Jahren braucht, um bis zu uns zu gelangen.“ Bismarck bemerkte hierzu mit feinem Lächeln: „Ist das alles so gewiß?“

Bei dem letzten Besuch, den Sybel am 15. Mai 1894 dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh machte, kam bei Tisch die Rede auf das gute Aussehen des Schloßherrn. „Das letztere macht es nicht,“ bemerkte Bismarck, „es gibt Äpfel mit roter Farbe, die innerlich schon halb faul sind.“ Es kam dann die Rede auf Caprivi, dem von einer Seite nachgerühmt wurde, daß er zum mindesten fleißig sei:

„Das hätte ich nicht angenommen," warf der Fürst ein. „Wenn ich lese, daß er stundenlang im Reichstag sitzt und über Lappalien das Wort ergreift, so muß ich sagen, er wendet seine Zeit schlecht an. . . . Wenn ich im Reichstag war, habe ich immer dort gearbeitet, wenn ich nicht sprach."

Als im Laufe der Unterhaltung die Rede auf den Professor Dr. L. Quidde, den Verfasser des damals viel genannten Pamphlets „Caligula", kam, fragte Bismarck den Professor von Sybel: „Wer ist Quidde?" Sybel erläuterte, daß Quidde in München Gelehrter sei, nicht unbekannt als Herausgeber der deutschen Reichsakten des 15. Jahrhunderts; er habe über den schwäbisch-rheinischen Städtebund, die Entstehung des Kurfürstenkollegs und die Geschichte des rheinischen Bundes von 1254 Schriften verfaßt; politisch sei er bisher noch nicht hervorgetreten.

Das Gespräch lenkte sich auf Helgoland. „Das ist sehr schön," sagte Bismarck, „nur sollten wir mehrere solcher Inseln haben."

Man sprach über das Militärgesetz vom Jahre 1873 und über die von Bismarck darüber mit verschiedenen Parlamentariern geführten Verhandlungen; Bismarck bemerkte dazu: „Ich sagte mir sogleich, daß man auf ein Provisorium von längerer Dauer (Septennat) statt der ursprünglichen Forderung einer dauernd fixierten Friedenspräsenzstärke eingehen könne. Sieben Jahre ohne gründliche Mehrforderungen für die Armee innerhalb dieser Periode werden selten vorkommen. Auch den Kaiser habe ich unschwer davon überzeugt. Bei Roon war dies schon schwieriger." Herr von Sybel bemerkte, daß bereits in den Reden Bismarck's im konstituierenden Reichstage der spätere Kompromißgedanke in nuce angedeutet gewesen sei.

Nach Tisch, nachdem Bismarck sich die Pfeife angezündet hatte, lud er Sybel ein, noch die Nacht über in Friedrichsruh zu bleiben, was dieser dankend ablehnen mußte. Auf den Vorschlag des Fürsten machten beide Herrn darauf eine gemeinschaftliche Spazierfahrt, während welcher Sybel noch eine Reihe wichtiger geschichtlicher Momente für sein Geschichtswerk zu hören bekam. Nach der Rückkehr davon nahm Sybel von Bismarck Abschied; es war die letzte Begegnung der beiden Männer, von denen der eine Geschichte gemacht, in den Nebenstunden auch geschrieben, der andere solche nur geschrieben hat.

28.

Hamburger Bismarckerinnerungen

Schön Wetter, Neigung zu Gewitterbildung, Sturm, Aufklärung, dauernd schönes Wetter — darauf etwa zeigte das Barometer Bismarck-Hamburg in der langen Periode von 1851 bis 1898. Von 1851 bis 1866 waren die Beziehungen Bismarck's als Bundestagsgesandter in Frankfurt a./M., dann als Ministerpräsident Hamburg gegenüber ungetrübt. Beim Ausbruch des Krieges mit Österreich mußte Bismarck dem dortigen Senate gegenüber eine ziemlich deutliche Sprache reden, um dessen Kontingent für die preußische Sache zu gewinnen. Im Norddeutschen Bund und im Deutschen Reich verlief alles wohlgefällig, bis es Bismarck im Jahre 1878 gefiel, mit dem Freihandel zu brechen und die Fahne des Schutzzolls aufzupflanzen, wogegen Hamburg sich natürlich wehrte, ohne aber der schutzzöllnerischen Mehrheit im Bundesrat gegenüber etwas auszurichten. Daran reihte sich Bismarck's Aktion in der Hamburger Zollanschlußfrage, die in dieser Stadt so viel Aufregung hervorrief, daß selbst ein so gemäßigter Mann wie der Bürgermeister Petersen am 29. Mai 1880 äußerte: „Lieber mit Ehren zugrunde gehn, als feige sich fügen." Nach der Eröffnung von kommissa-

rischen Verhandlungen kam es aber überraschend schnell zu einer Einigung auf der Grundlage der Beibehaltung eines verkleinerten Freihafens, zu dessen Erbauung das Reich einen Beitrag von 40 Millionen gab. Von nun ab beruhigten sich die Gemüter in Hamburg, und als Bismarck am 29. März 1890 in Friedrichsruh als unfreiwillig pensionierter Reichskanzler einzog, da schlug die Stimmung der Hamburger in helle Begeisterung um.

In meinem am Schlusse des Jahres 1902 erschienenen Werke: „Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde", Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), habe ich versucht, in Bruchstücken die freundschaftlichen Beziehungen zu schildern, die sich von jetzt ab bis an Bismarck's Lebensende zwischen ihm und den Bewohnern seiner großen Nachbarstadt ausgebildet haben. Ich sage, in Bruchstücken, denn es bleiben für eine neue Bearbeitung noch manche Mitteilungen übrig, die mir erst nach dem Erscheinen meines Werkes von Nahestehenden des Bismarckschen Hauses in Hamburg mitgeteilt worden sind. Aus der Mappe, die ich für diese Nachträge und Ergänzungen angelegt habe, mögen im Nachstehenden einige Proben folgen.

Die Reisen, welche Fürst Bismarck in den ersten Jahren nach seiner Entlassung nach Kissingen und Varzin unternahm, ließen ihm gute Beziehungen zu der preußischen Eisenbahnverwaltung wünschenswert erscheinen. Da traf es sich denn gut, daß in dieser Periode in der Person der Herren Krahn und Jungnickel hintereinander zwei Männer an der Spitze der Königlichen Eisenbahndirektion Altona standen, welche für den Altreichskanzler ein Gefühl hoher Verehrung hegten. Wenn der letztere Friedrichsruh im Sommer auf längere Zeit zu verlassen beabsichtigte, wurde der Altonaer Direktionspräsident gerne vorher zur Tafel ins Schloß gebeten, um

die Vorbereitungen für die Eisenbahnfahrt zu besprechen. Am 10. Juli 1891 wurden, da Krahn sich in Benützung eines zu seiner Erholung bewilligten Urlaubs von dem Amtssitze entfernt hatte, sein Vertreter Herr Regierungsrat Göring und ein gewisser Herr Jungbecker zum Mittagessen nach Friedrichsruh gebeten. „Sie wissen," so schrieb Göring am folgenden Tage aus Altona seinem Chef, „mit welcher liebenswürdigen Kordialität der Verkehr in dem fürstlichen Hause sich bewegt, und ich darf mich daher darauf beschränken, mit vollen, herzlichen Dankesworten auszusprechen, daß ich in diesen Verkehr einbezogen worden bin. Sie vor allen anderen sind um das Wohlwollen zu beneiden, daß Ihnen Fürst und Fürstin in jedem Worte entgegenbringen. Ihnen zum Wohle mit dem Wunsche baldiger und dauernder Genesung trank der Fürst bei der Tafel sein erstes Glas, Ihnen galten seine, sowie der Fürstin, letzte Worte, die mir herzliche Grüße und Wünsche für Sie auftrugen."

Als Bismarck nach seiner schweren Erkrankung in Kissingen, der Einladung Kaiser Wilhelms II. folgend, nach Berlin fuhr, begleitete Herr Präsident Jungnickel den Zug, und er empfing den Altreichskanzler, als derselbe, sich zur Fahrt anschickend, den Bahnhof Friedrichsruh betrat. Bismarck zeigte sich, weil es ein Freitag war, etwas skeptisch. Jungnickel beschwichtigte das Bedenken des Fürsten, und als derselbe, nach dem aufgeregten Tage, nachts wieder zu Hause ankam, sagte er zu ihm: „Sehen Sie, Durchlaucht, es ist trotz Ihrer Befürchtung alles glänzend verlaufen." Der Fürst machte eine pantomimische Bewegung, als wollte er sagen: „Na, es geht."

In den Unterhaltungen, die der Fürst mit Hamburgern, wenn er sie oder sie ihn besuchten, pflog, besprach er alle

Tagesfragen mit Freimut. Als er im Februar 1891 für alle politischen Artikel seines Leibblattes, der „Hamburger Nachrichten“, verantwortlich gemacht wurde, bemerkte er: „Ich habe bisher nur einige tatsächliche Richtigstellungen in dem Blatte veröffentlicht, alle anderen Artikel sind Redaktionsarbeit, wenn ich auch nicht leugne, daß sie vorwiegend meinen Intentionen entsprechen. Es fällt mir nicht ein, der Regierung Schwierigkeiten bereiten zu wollen, denn ich weiß am besten, mit welchen offenen und versteckten Schwierigkeiten jede Regierung zu kämpfen hat. Ich will nur verhüten, daß ein zu weit gehender Idealismus ins Schlepptau eines gefährlichen Radikalismus gerät, der das Bestehende niederreißen will, um dann seine Herrschaft zu proklamieren.“

Als die Rede auf seine ehemaligen Ministerkollegen kam, äußerte Bismarck: „Ich war unter ihnen fast der einzige, der ein großes Vermögen besaß, daher kommt es, daß die anderen mehrfach sozialistisch angehaucht waren.“ Im weiteren Verlaufe des Gesprächs konstatierte er die durch Beispiele bewiesene Tatsache, daß viele darunter mit ihren Kindern Unglück hatten: „Es ist mehr als eines derselben um die Ecke gegangen.“

Als ein Freund des Bismarckschen Hauses eines Tages ein Fäßchen ungesalzenen Kaviars für die fürstliche Tafel dedizierte, aß Bismarck davon löffelweise. Nachdem er dem Lieblingsgericht tüchtig zugesprochen hatte, sagte er, zu seinem Leibarzt, dem Geheimrat Schweninger gewendet: „Seltsam wie der Kaviar sättigt!“ „Ja, Durchlaucht“, wandte dieser schlagfertig ein, „wenn Sie gleich ein halbes Pfund davon essen, dürfen Sie sich nicht darüber wundern.“

Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck, bevor er Schweninger zu sich berief, von dem Jahre 1879 ab, wenn er in Friedrichs-

ruh weilte, von dem bekannten und überaus geschickten Hamburger Arzt Dr. Eduard Cohen behandelt wurde. Keiner wußte mehr als er das Genie und die Tatkraft des Leiters der deutschen Politik zu schätzen, und seiner ärztlichen Kunst hatte Bismarck es zu verdanken, daß sich seine Gesundheit in den nächsten Jahren merklich zum besseren neigte. In dieser Zeit brachte der „Kladderadatsch“ (12. Februar 1881) das folgende Gedicht:

„Was hat ihn nur so umgewandelt?
Ist es die Luft von Friedrichsruh?
Hat ihn ein tücht'ger Arzt behandelt,
Half er als Selbstarzt mit dazu?
Was, um sich so zu bessern tat er?
Welch' eine Kur hat er versucht?
Ich glaube fast, der heil'ge Vater
Hat ihn so kerngesund verflucht.“

Im Nachstehenden gebe ich zunächst eine Aufzeichnung wieder, welche Herr W. Staelin in Hamburg über den Besuch des Reichstagswahlvereins von 1884 in Friedrichsruh am 1. April 1893 gemacht hat: „Der Geburtstag des Fürsten Bismarck fällt heuer in die Osterwoche. Der Vorstand des Reichstagswahlvereins von 1884 beschloß deshalb, den zu Ehren des Altreichskanzlers alljährlich stattfindenden Fackelzug der Hamburger erst am Geburtstag seiner Gemahlin, also am 11. April, in Scene zu setzen, dafür aber dem einzigen Staatsmann heute in corpore zu gratulieren. Wir hatten uns anmelden lassen und wurden vom Oberförster Lange am Bahnhof in Friedrichsruh empfangen und durch die lange Kette sehnsüchtiger, minder Bevorzugter in den Schloßgarten geleitet und dann gebeten, dort zu warten, da augenblicklich das Speisezimmer ganz voll (auch eine Deputation Bonner Studenten war darinnen) und der Fürst darum noch nicht in der Lage sei, die Hamburger Herren so gut zu empfangen,

wie er es gern möchte. — Nach geraumer Zeit ersuchte uns Dr. Chrysander einzutreten; er führte uns ins Geburtstags-zimmer. Im bunten Gewimmel sahen wir dort eine Ausstellung aller denkbaren Dinge; Zwiebäcke, Lehnsessel, Pulswärmer, Schnäpse, Weine, Socken, Handarbeiten aller Art, die Eier der Getreuen von Jever, die Adresse der Bonner Studenten und Adressen aller Art — kurz alles, was Liebe auszusinnen vermag! — Dann erscheint der Fürst, wir drängen uns um ihn, und Rudolph Crasemann begrüßt ihn dann in aller Namen in herzlicher, hübscher Ansprache. — Der Fürst küßt Crasemann auf die Wange und redet dann zu uns allen, dankt für unseren Glückwunsch und sagt, daß am 11. ihm der Fackelzug so angenehm sei, wie heute —; ohne seine Frau hätte er das Jahr 1890 nie überlebt und so wäre seiner Frau Geburtstag heute eigentlich auch der seine! Er dankte dann für die Anerkennung aus der Nähe. Hamburg und er hätten früher in Feindschaft gelebt, der Schluß aber wäre Freude und Zufriedenheit — wie im Roman, wo auch der Schluß glückliche Heirat sei! Dann lud der Fürst zu einem Glase Bier ein und schritt voran ins Speisezimmer wir folgten, im Durchgangszimmer von der Gräfin Rantzau und dem Grafen Herbert mit Verbeugung resp. Händedruck begrüßt.

Im Speisezimmer erfolgte dann Einzelvorstellung; dabei bemerkte er zu Koch (Direktor der Hamburger Filiale der Deutschen Bank): „Wir sind ja bank-verwandt", weil er Geschäfte mit der Deutschen Bank hatte; bei Ruperti suchte er italienische Anklänge; meine Heimat wollte er nach Schwaben verlegen, um meines Vetters, des Reichstagsabgeordneten Staelin, willen.

An der Frühstückstafel waren dann außer uns: Gräfin Rantzau, Graf Herbert, der Eisenbahnpräsident Krahn von

Altona, Professor Lenbach, Konsul Fehling, Bonner Studenten in Gala und Unbekannte. Die Tafel trug Kotelette, Lachs, allerlei Braten, Auflagen, Salate und als Getränke: Crispi-Wein, Salvator-Bier und Heidsieck-Monopol.

Der Fürst saß in der Mitte der langgestreckten Tafel, ich hatte den Platz ihm gegenüber erhascht. Neben dem Fürsten saß der Eisenbahnpräsident Krahn, mit dem er von der Studentenzeit plauderte. Während des Frühstücks kommt Hans von Bülow herein, gratuliert dem Fürsten und erinnert ihn daran, daß er ihn vor einem Jahre zum Doktor der Musik promoviert habe und nimmt auf Auffordern dann Platz neben dem Fürsten. — Fürst Bismarck stellt Krahn und von Bülow einander vor als verwandte Geister, ihm wenigstens komme es so vor, als ob man den Dirigenten eines so weit verzweigten und lebhaften Eisenbahnbetriebes recht wohl als ähnlich einem Orchesterdirigenten hinstellen könne.

Dann zirkuliert das Fremdenbuch, in das nach der Sitte des Hauses jeder seinen Namen trägt.

Mächtig tönt draußen das Lied: „Schleswig-Holstein stammverwandt" — durch das Fenster sehen wir schwarze Massen im Park. Der Fürst erhebt sich und geht auf den Altan, und die Frühstücksgesellschaft folgt. — Auf den anschwellenden Höhen und im Tal vor dem Altan haben sich 1500 Schleswig-Holsteiner gesammelt, die den Fürsten mit wildem Hurra begrüßen. Wallichs redet, Bismarck antwortet. Er dankt für den Gruß aus der Nachbarschaft, der Prophet gelte nichts im Vaterland, er sei auch stammverwandt. Die schleswig-holsteinische Frage sei ein Halbwerk geblieben, solange sie in den Akten gelegen sei; nur Blut und Eisen habe sie lösen können. Die Schleswig-Holsteiner hätten ihm eine Zeitlang gegrollt, und doch hätte er sie durch die Annexion zum Glück gezwungen, etwa wie: Raub der Sabi-

nerinnen! Stammverwandt hätten sie eben gesungen, doch ginge die Stammverwandtschaft weiter — ganz Deutschland sei up ewig ungedeelt, dem sei am besten Ausdruck zu geben durch ein Hoch auf den Kaiser, als den Mittelpunkt des Ganzen. — Hoch — sich stürmisch erneuernd. — Der Fürst geht dann unter die Menge — sechs Förster schützen ihn vor dem Erdrücken —, unzählige Hände strecken sich ihm entgegen, manchen beglückt er durch ein Wort! Dann kehrt der Fürst zum Altan zurück und äußert das Bedürfnis nach Ruhe. Er geht auf sein Zimmer und wir gehn heim, hochklopfenden Herzens, tief erregt — — lange, lange die unvergeßbare Begegnung in voller Kraft nachempfindend."

Aufzeichnung von W. Staelin über den Fackelzug am 1. April 1896

Hamburg, den 1. April 1896

Der diesjährige Friedrichsruher Fackelzug schien unter einem schlechten Stern zu stehen. Der Reichstagswahlverein von 1884 hatte ihn angeboten, wie alljährlich, der Fürst ihn schon am 22. Februar dankend angenommen, aber plötzlich wurden dem Vorstand die lauenburgischen Landesgesetze vorgehalten, die in der Karwoche — und in die fiel diesmal der 1. April — keine Musik gestatteten. Ohne Musik aber war kein Fackelzug zu kommandieren. Gesuche an Landrat, Präsidenten und Oberpräsidenten blieben dem Vorstand des Reichstagswahlvereins zu lange ohne Antwort, und so deputierte er dann den Herrn E. Isackson und mich nach Ratzeburg. — Der Landrat, ein Freund des Bismarckschen Hauses, war liebenswürdig und geneigt zu helfen, aber er wußte kein Mittel, dem Gesetze beizukommen — bis ihn Herr Isackson, der die Verhandlungen führte, auf den Ausweg

der englischen „sacred music“ brachte! Der Herr Landrat griff das auf, er bekam die Zusicherung „geistlicher“ Musik — Choräle und ernste patriotische Lieder — und gab die erbetene Erlaubnis.

Die Hamburger gingen heim mit dem Hintergedanken, am 1. April unter „geistlicher“ Musik wirklich zu verstehen, was der Engländer am Sonntag unter „sacred music“ hinnimmt, aber sie beschlossen doch in strenger Beachtung der landrätlichen Erlaubnis, den Fürsten beim ersten Erscheinen mit einem Choral, mit „Nun danket alle Gott“ zu begrüßen, und in der darauffolgenden Anrede das zu markieren — so entstand am 1. April 1896 dann der eigenartige Anfang meiner Ansprache.

Wie nach jeder Fackelzugansprache klang des Fürsten Bismarck dankende Antwort aus in einem Hoch auf Hamburg und seine Regenten. Dann trat er auf mich zu, drückte mir die Hand, aufs neue dankend. — „Hamburg ist unser Leben,“ sagte der Fürst. Auf meine Gegenrede: „Wir Hamburger möchten sagen: „Bismarck ist unser Leben,““ schüttelte der Fürst wehmütig das Haupt: „Nein, nein, Hamburg wird ewig sein — aber ich?“ — —

29.

Bismarck als Redakteur

Alle diejenigen, die in der Umgebung des ersten Kanzlers gearbeitet haben, wissen, wie exakt er bei der Redaktion von Aktenstücken, die mit seiner Unterschrift die Staatskanzelei verlassen haben, zu Werke ging. Das gilt nicht bloß für hochpolitische Schriftstücke, die er oft dreimal durcharbeitete, indem er sich immer wieder ein neues Reinkonzept vorlegen ließ, sondern auch für Zeitungsartikel oder Gesetzentwürfe, die er bis auf die Motive einer radaktionellen Überarbeitung unterzog.

Weit häufiger, als man es gemeiniglich glaubt, hat sich der Fürst auch an der Redaktion von Büchern und Aufsätzen beteiligt, die ohne seine Genehmigung nicht wohl das Licht der Welt erblicken konnten. In eminentem Maße interessierte er sich für die durch mich bewirkte Herausgabe seiner Frankfurter Gesandtschaftsberichte. Lothar Bucher und Sybel konnte er hier wohl zu Rate ziehen; die Schlußredaktion mußte er aber selbst vornehmen, denn es war zu viel höchstpersönliches darin, zu viele Urteile über die lieben Kollegen und andere zum Teil noch lebende und in angesehenen Stellungen wirkende Staatsmänner und fürstliche

Persönlichkeiten. Mit wenigen Ausnahmen, wo ich die Intentionen des Kanzlers voraussetzen zu können glaubte, hat er denn auch alle in meinem Werke „Preußen im Bundestag“ enthaltenen Piecen vorgelegt bekommen, um sie durchzusehen uud sein Votum dazu abzugeben. Das geschah in Form von an den Rand der Vorlage gesetzten Bleibemerkungen; sie waren meist ganz kurz gefaßt, zum Beispiel: „Ich glaube nicht, daß ich das verfaßt habe.“ — „unwichtig und zu lang“ — „hübsch, aber zu persönlich“ — „zu grob“ — „vielleicht als Kuriosum dem Herrn Kultusminister mitzuteilen“ — „An diesen geschichtlichen Erläuterungen wird sich viel kürzen lassen; eine Zeitgeschichte führt zu weit.“ — Mehrfach zeigte sich Bismarck in bezug auf die Aufnahme einer Stelle weniger ängstlich als ich. „Lieber aufnehmen,“ — „doch nützlich aufzunehmen“. Bei einigen Stellen eines Gesandtschaftsberichts war die Opportunitätsfrage angeregt. Dazu Bismarck: „Die gerade sind für mich unbedenklich, die Schärfen gegen Österreich weniger. Aber mit den geringen, angedeuteten Streichungen geht es.“ Zu dem Rat, eine gewisse Stelle wegzulassen, schrieb Bismarck: „wegen Dalwigk? oder sonst? gerade wegen Dalwigk möchte ich es aufnehmen.“ Zu dem auf Ausscheiden einer anderen Stelle zielenden Rat: „warum eigentlich? Die Farbe gehört zur damaligen Situation, wenn man sie darstellen will.“ Zu einer den Streit um Rastatt betreffenden Stelle: „Derselbe scheint zum Verständnis des Berichts unentbehrlich. Die Konzepte, von Herrn von Manteuffel amendiert, sollten in Berlin sein?“ Anderseits nahm Bismarck auch manche kleine Textabänderungen vor, welche Stellen abschwächten, die in der Originalfassung verletzen könnten; so setzte er zum Beispiel statt „anmaßend“ „anspruchsvoll“, statt „übler Intrigant“ „übles Element“, statt „unverschämt“ „übertrieben“,

statt „Faulheit“ „Trägheit“, statt „ungeschliffen“, unabgeschliffen“. Zu einer den Bundestagsgesandten Grafen Rechberg möglicherweise verletzenden Stelle: „Graf Rechberg lebt noch und ist uns später nützlich gewesen.“

In einem Gesandtschaftsbericht, worin Bismarck hervorhob, die fürstlich Taxische Postverwaltung habe nur das Interesse, aus dem Postregal Vorteil zu ziehen, also ein dem allgemeinen entgegengesetztes Sonderinteresse; sie diene dem öffentlichen Verkehr gerade nur insofern, als es ihr nützlich für ihre Tasche erschiene, schrieb Bismarck an den Rand: „Gerade wie die Privateisenbahnen“.

Da „Preußen im Bundestag“ nur bisher ungedrucktes Material enthalten sollte, so meinte ich, man brauche die Rede, mit welcher Bismarck die Antrittsrede des österreichischen Präsidialgesandten Freiherr von Prokesch beantwortete, nicht in extenso abzudrucken; es genüge, zu sagen, Bismarck habe sie in einer für Prokesch schmeichelhaften Weise beantwortet. Bismarck notierte hierzu: „Nein, sie zeigt, daß ich Prokesch von Hause aus entgegenkam.“

An den Rand eines Immediatberichtes, welchen Bismarck in Sachen einer am Bundestag schwebenden Beschwerde über den Brückenbau bei Köln verfaßt hatte, schrieb er mit den bekannten großen Bleistiftzügen an den Rand: „Die Stellung, welche wir damals dem Bundestage gegenüber einnahmen, ist für die oberflächliche Einsicht eine partikularistische, wie sie heute für zentrifugal und reichsfeindlich gelten würde. Das quod licet Jovi aber nicht ratsam und nicht höflich gegen kleine Staaten.“ Ein anderes Mal setzte er an den Rand: „1866 war nicht das österreichische Militär populär, sondern die preußische Regierung unpopulär. (K. Blind.) Die Stellung des preußischen Militärs war bis zu meinem Abgang dominierend, so wie geschildert; von

1858 bis 1866 ist sie nicht gleich geblieben. Die für andere deutsche Truppen mißliebigen Stellen müssen ausfallen."

Diese wenigen Auszüge werden zeigen, mit welch feinem Taktgefühl und mit welcher Sorgfalt Bismarck bei der Redaktion des Quellenwerkes verfuhr, das die Anfänge seiner politischen Karriere blitzartig beleuchten sollte.

30.

Neues aus Bismarck's Tischgesprächen

Im Januar und Februar 1872 hielt Fürst Bismarck im preußischen Abgeordneten- und im Herrenhause mehrfach Reden, in denen er die Bildung der Zentrumspartei als eine Mobilmachung gegen den Staat bezeichnete, ihre Wahlagitation beleuchtete, die politische Bedeutung des Schulaufsichtsgesetzes auseinandersetzte und die ablehnende Haltung der konservativen Partei diesem Gesetze gegenüber scharf mißbilligte. Wenn Bismarck an den Tagen, wo er im Parlamente mit den Führern der Zentrumspartei, den Abgeordneten August Reichensperger, Windthorst und Mallinckrodt, sich herumgestritten hatte, nach Hause kam und spät abends beim Tee im Salon der Fürstin seine politischen Freunde bei sich sah, so zitterte seine Erregung noch nach, und es fiel da gar manches scharfe Wort gegen diejenigen, die seine Politik durchkreuzten oder nicht unterstützen wollten.

An einem dieser Teeabende bemerkte der Fürst: „Das neue Schulaufsichtsgesetz muß ich haben für Polen. Wenn es einmal geschieht, daß Österreich wieder mit uns kriegt und in Galizien einen Erzherzog als polnischen König hin-

setzt, so haben wir auch polnische Revolution bei uns, denn ich weiß, wie sehr die ultramontane Partei die polnischen Nationalgefühle bei uns ausbeutet und erweckt hat. Die Sache wird gefährlich. Für die deutschen Lande ist die Bewegung der Ultramontanen ungefährlich, die Woge steigt und wird wieder fallen, da braucht es keiner solchen Mittel; für Polen aber ist's nötig, sonst haben wir Posen und Westpreußen gelegentlich wieder in Aufruhr. Die konservative Partei bei uns entbehrt gewandter Führer. Blankenburg schmollt und kommt nicht mehr ins Abgeordnetenhaus und in den Reichstag. Im Herrenhause wird sehr heftige Opposition gegen das Schulgesetz und die neue Kreisordnung gemacht. Es ist niemand da, der unter den Konservativen für die Regierung einträte und die schwankenden Elemente mitnähme. Im Jahre 1852 bei Bildung des Herrenhauses zitierte mich der König von Frankfurt zwei Tage vor den endgültigen Beschlüssen nach Berlin. Es war zu spät, um Einfluß zu üben; der König grollte mir. Ich bat um zehn Tage Zeit. In der Parteiversammlung trat ich auf und erreichte den größten Erfolg, den ich überhaupt in parlamentarischen Dingen erreicht habe. Ich sagte den Herren: In Preußen ist eine konservative Partei ein Unding, wenn der König sie nicht stützt. Sie sind alle Nullen, und erst der König gibt die Eins davor. — In das Dogma der Unfehlbarkeit werde ich mich nie einmischen und nie darüber mich äußern. Die Freimaurer in den höheren Staatsämtern sind mir sehr unbequem. Handelt es sich um Wegbringung eines notorisch unfähigen Beamten, und finde ich ernsten Widerstand bei Majestät, so geht dieser meist von einem in höherem Grade stehenden Maurer aus. Sie redeten dem Kaiser ein, er dürfe seinen hohen Bundesbruder nicht opfern; und dann gab's schwere Kämpfe."

Während seines Aufenthaltes in Kissingen liebte es Fürst Bismarck, zur Mittagstafel distinguierte Kurgäste, die bei ihm ihre Karte abgegeben hatten, mit einer Einladung zu beehren. Das Gros derselben fiel natürlich auf die Berliner Bekannten, im August 1893 auch auf den Präsidenten der Seehandlung, Wirklichen Geheimrat von Burchard, der ihm seit dem Jahre 1879 sehr nahe stand. Als Schatzsekretär kam er in der Woche häufig zwei bis drei Mal zum persönlichen Vortrag in das Kanzlerpalais. Trotzdem der Gesundheitszustand Bismarck's am Tage des Kissinger Empfangs viel zu wünschen übrig ließ, war das Tischgespräch doch ein äußerst animiertes, dank besonders den vielen spaßhaften und interessanten Anekdoten, die ein gleichfalls geladener, kurz vorher verabschiedeter preußischer General zum besten gab. Viele seiner Geschichten betrafen die Zeit der Okkupation in Frankreich und amüsierten den Fürsten in dem Maße, daß er zu dem General sagte: „Sie sollten nicht versäumen, Ihre Denkwürdigkeiten zu schreiben." — „Viel richtiger scheint mir," — erwiderte der schlagfertige General — „daß Eure Durchlaucht dafür sorgen, daß wir dereinst Ihre Memoiren zu lesen bekommen." Mit Anerkennung sprach sich der Fürst über das reiche Wissen des Geheimrats Kraut aus, der sich im Reichsschatzamt an dem Entwurfe eines Zuckersteuergesetzes, das nachher in den Papierkorb wanderte, zu Schanden gearbeitet hatte, und der damals gleichfalls sich zur Kur in Kissingen aufhielt und später an einem Nervenleiden starb. Während der Anwesenheit der Gäste übergab sich der im Speisesaal anwesende Hund zweimal. „Ich habe den Hund" — bemerkte Bismarck — „zur Reinlichkeit erzogen, aber nicht zu dieser Sorte von Reinlichkeit. Er ist ein Geschenk des Kaisers. Bötticher hat ihn ausgesucht, der versteht ja nichts von

Hunden.“ Im Laufe des Gesprächs wurde der frühere Kultusminister, spätere Minister des Innern von Puttkamer erwähnt: „Wenn ich“ — bemerkte der Fürst im Scherz — „gewußt hätte, daß er täglich eine Viertelstunde braucht, um sich den Bart zurecht zu machen, so hätte ich ihn nicht zum Minister gemacht.“

Als eines Tages ein zum Mittag geladener Gast im Frack erschien, meinte Bismarck, der werde wohl von theologischer Abkunft sein.

Als nach der Katastrophe von Berg, bei der König Ludwig II. seinen behandelnden Arzt Dr. Gudden mit in die Fluten des Starnberger Sees gezogen hatte, der bayrische Ministerpräsident Freiherr von Crailsheim den Fürsten zum ersten Mal sah, sagte ihm der Kanzler, als er einen blauen Fleck in seinem Gesichte beobachtete: „Den haben Sie wohl im Burgverlies davongetragen?“ Unbekannt ist, daß sich der kranke König zuletzt Bismarck als Lohengrin vorgestellt hatte, und daß er eine Begegnung mit ihm ängstlich vermied, um diesen seinen idealen Eindruck nicht zu verwischen.

Nach dem Kullmannschen Attentat trug Herr von Rottenburg, wenn er den Kanzler in Kissingen begleitete, stets einen Revolver bei sich, Bismarck gleichfalls. Eines Tages traf dort aus London ein mächtiger Knüppel ein, wie ihn die Londoner Policeman tragen, mit der Zuschrift: „Haben Sie Acht.“ Als Rottenburg den Fürsten hierauf aufmerksam machte, lehnte dieser seine Begleitung mit den Worten ab: „Ich bin in Gottes Hand.“

Bei einem Diner, das Fürst Bismarck zu Anfang der neunziger Jahre in München bei Professor Franz von Lenbach einnahm, befürwortete er, als das Gespräch auf die

Straßenverhältnisse kam, für München mit Wärme die Holzpflasterung. „München liegt in einem Grunde" — so äußerte der Fürst —, „wo überall das Holz in Hülle und Fülle vorhanden ist; dabei hat die Stadt noch den Vorteil, daß die Isar das Holz mitten in die Stadt hineinführt. Nur muß noch gelernt werden, das Holzplaster richtig zu legen und so zu behandeln, daß es haltbar ist, was ja nur eine Frage der Erfahrung sein kann. Daß der Beschlag der Pferde eine Rolle spielt, um dem Holzplaster seine Dauerhaftigkeit zu erhalten, ist ja selbstverständlich."

Als einer der Gäste hervorhob, daß Lenbach es wie kein zweiter verstanden habe, den Glanz von Bismarck's Augen so richtig wiederzugeben, bemerkte der Fürst: „Ja — nur meint man häufig, ich sei gerührt zu Tränen; aber diese Träne, das ist wohl ein Erbstück meiner Vorfahren, die zu tief in den Becher geschaut haben, und nun muß ich das Wasser aus den Augen wiedergeben!"

Als einer der Tischgäste meinte, Graf Herbert habe das auch, und die Fürstin Bismarck das nicht gelten lassen wollte, bemerkte der Altreichskanzler: „Doch, der muß die Tränen über meine Sünden weinen!"

Nach Bismarck's Entlassung, als die Beziehungen zwischen Berlin und Friedrichsruh besonders gespannt waren, äußerte Bismarck einem Hamburger gegenüber, halb im Scherz, halb im Ernst: „Am liebsten möchte ich mich in Hamburg naturalisieren lassen, um mich dem Druck von Berlin möglichst zu entziehen." Es blieb aber bei dem frommen Wunsche, da er als preußischer Generaloberst der Kavallerie doch immer der preußischen Disziplin unterstanden hätte. Er fand es von dem Redakteur der „Nordd. Allgem. Ztg.", Geheimrat Pindter, lächerlich, wenn dieser seinen früheren

Herrn belehren wollte und zwischen den Zeilen zu verstehen gab, er, Bismarck, werde alles Mögliche erleben, wenn er sich nicht bessere. Bismarck gebrauchte angesichts der Ausfälle des offiziösen Regierungsblattes die plattdeutschen Worte: „Dor lach ich äwer!“ Er nahm die Artikel nicht ernsthaft, und hielt sie für „Theaterdonner hinter den Kulissen, den Herr Pindter als Jupiter tonans besorgt hatte.“

Als die Rede bei einem Hamburger Diner einmal auf den Großherzog von Sachsen kam, bemerkte Bismarck: „Er war mir stets ein großer Gönner, — von seiner Schwester (weiland die Kaiserin Augusta) kann ich das weniger behaupten.“

Eine Dame von kleiner Statur hatte bei zwei aufeinanderfolgenden Hamburger Diners die Ehre, neben dem Fürsten zu sitzen. Als der Altreichskanzler seiner Freude über die ihm äußerst sympathische Tischnachbarin Ausdruck gab, meinte dieselbe scherzend: „Sie denken sich wohl „Toujours perdrix“, „worauf der Fürst schlagfertig erwiderte: „Aber Sie wissen doch, meine Gnädige, daß die kleinsten Rebhühner die besten sind.“

Den Reif um die Zigarre nannte er „einen Schwimmgürtel, um die Qualität der Cigarre über Wasser zu halten.“ Als ihm eine Hamburgerin nach dem Diner Apollinaris-Wasser anbot, schob er es lächelnd bei Seite: „Mit etwas Arac de Batavia als Schlummerpunsch möchte ich es schon eher genießen.“ Bei einem anderen Diner war Bismarck's übereifriger Kammerdiener Pinnow zehn Minuten vor der richtigen Zeit mit dem Rufe: „Durchlaucht, es ist die höchste Zeit“ in den Salon gestürzt und hatte damit alles in Aufruhr versetzt. Noch auf dem Bahnhof beklagte sich der Fürst über seinen Diener. „Der Mensch hat mich um die letzten Züge aus meiner Pfeife gebracht!“

In den letzten Lebensjahren des Fürsten Bismarck wurde der Kreis derer, die das Glück hatten, in Friedrichsruh zu Gast zu erscheinen, etwas enger gezogen. Die leidigen Gesichtsschmerzen beeinträchtigten sehr das Behagen des Schloßherrn, und so gern er auch nach wie vor sympathische Personen an seiner Tafel sah, er merkte doch, daß sein allgemeines Befinden und besonders der Schlaf besser war, wenn er den Abend im Kreise der Seinigen verbrachte.

Besucher in Friedrichsruh — ich spreche von den ersten Monaten des Jahres 1896 — glaubten die Wahrnehmung machen zu können, daß Bismarck im Gesicht etwas stärker geworden sei; was wohl eine Folge davon war, daß er sich nicht mehr eine so intensive Bewegung machen konnte, wie noch vor einigen Jahren. Auch bemerkte Bismarck damals, er habe besser getan, die ihm von Professor Schweninger verordnete Diät etwas zu lockern.

Unter den politischen Fragen, welche damals noch immer die Gemüter bewegten, nahm der bekannte agrarische „Antrag Kanitz" eine bevorzugte Stellung ein, und Bismarck machte kein Hehl daraus, daß er ihm nicht ohne Sympathie gegenüber stehe. Einer der zur Tafel zugezogenen Damen genügte dieser allgemeine Standpunkt Bismarck's nicht, und, der Sache bis auf den Grund gehend, wollte sie wissen, ob er als Abgeordneter im Reichstag f ü r den Antrag gestimmt haben würde. „Ja warum denn nicht? Aber mit der nötigen Motivierung," war die Antwort. „Und würden Durchlaucht auch als Minister für den Antrag gewesen sein?" „Als Minister? — Jedenfalls würde ich mich dem Antrage gegenüber ganz anders gestellt haben, als die jetzige Reierung es getan hat. Ich würde betont haben, wie gern ich jede mir dargebotene Gelegenheit ergreifen würde, der bedrängten Landwirtschaft zu Hilfe zu kommen. Ich würde

mich wegen des Antrags Kanitz nicht ereifert und auch einem darauf abzielenden Reichstagsbeschlusse gegenüber guten Willen gezeigt haben; ich würde mich mit den fremden Regierungen ins Benehmen gesetzt und alle Mittel versucht haben, um dem durch die Handelsverträge geschaffenen agrarischen Notstand die Spitze abzubrechen: ich würde mir vorbehalten haben, dem Reichstag bei seinem nächsten Zusammentritte das Ergebnis meiner Demarche mitzuteilen. Ich glaube, diese Methode würde die Gemüter mehr beruhigt, zugleich aber auch den Standpunkt der Regierung befestigt haben."

Im Anschluß an den Antrag Kanitz kam die den Agrariern gleichfalls am Herzen liegende bimetallistische Frage zur Sprache, und Bismarck wurde gefragt, ob er für oder gegen die Doppelwährung sei. Die Antwort war ausweichend.

„Ich habe, so lange ich im Amte war, nicht hinlänglich Zeit gehabt, diese technische Frage bis auf den Grund zu studieren: ohne ein vollständiges Durchdringen derselben habe ich aber nicht den Mut gehabt, das in Deutschland Bestehende umzuändern, unsicher, ob es eine Verbesserung sei. Mit England wäre ich jederzeit zu haben gewesen, ohne England hieß es für mich: non liquet."

Der Fürst kam auf den Feldzug von 1866 zu sprechen und speziell auf seine Teilnahme an der Schlacht von Königgrätz.

„Nach der Schlacht machte ich — von Müdigkeit überwältigt, mir selbst Quartier in einem Raum, der mir kaum mehr als ein schützendes Dach bot. Ich legte mich auf den Fußboden und streckte die Arme aus; als ich sie an mich zog, weil ich Feuchtigkeit an den Händen empfand, nahm ich einen Geruch wahr, der mich veranlaßte, schleunigst aufzubrechen, worauf ich dann ein ordentliches Quartier erhielt."

Bei Besprechung seiner täglichen Lebensgewohnheiten konstatierte der Schloßherr mit Bedauern die Tatsache, daß es mit dem Reiten wohl für immer zu Ende sei: „Ich habe das Pferd nicht mehr in der Gewalt, da ich die Unterschenkel nicht mehr an den Leib des Pferdes drücken kann.“

Die von Bismarck erzählte, bereits anderweitig bekannte Geschichte, wie er die Kaiserin Augusta um einen Cognac zu überlisten pflegte, brachte das Gespräch auf andere lukullische Genüsse, zunächst auf einen vor ihm stehenden Käseleib, den ihm ein reicher englischer Edelmann übersandt hatte. Bismarck erfreute sich so sehr an seinem Geschmack, daß er ganz wehmutsvoll an den Zeitpunkt dachte, wo es mit dem schönen Käse zu Ende gehen würde.

Getreu seiner alten Gewohnheit ging der Fürst nach Tisch an den Stoß der vor ihm liegenden Zeitungen, die seiner Lektüre harrten, das Wissenswerte daraus den Umstehenden mitteilend. Bei dieser Gelegenheit spendete er in einer Zwischenbemerkung der Geschicklichkeit der russischen Diplomatie uneingeschränktes Lob.

Daß Bismarck Bücher, besonders historische Werke, nur mit dem Bleistift in der Hand zu lesen pflegte, und an jeder Stelle die er unrichtig fand, Randbemerkungen machte, ist bekannt. Er ging aber in seiner Tendenz, falsche Auffassungen festzunageln, noch weiter und nahm, zumal in den früheren Perioden, dieselbe Prozedur selbst mit den Zeitungen vor, die er, nachdem er sie gelesen, zu Boden gleiten ließ. Als der Chef der Reichskanzlei, Geheimrat von Tiedemann, einmal längere Zeit in der Umgebung des Kanzlers in Varzin weilte, sagte er sich, daß solche Marginalien doch nicht dazu seien, um in den Papierkorb zu verschwinden. Er gab deshalb dem Kammer-

diener Pinnow den Befehl, alle von Bismarck auf den Boden geworfenen Blätter aufzulesen und sie ihm nachher vorzulegen. Auf diese Weise gelangte er in den Besitz einer großen Zahl wertvoller Autographen, welche die Stellung des Chefs zu einer Reihe von Tagesfragen, sei es auch nur mit einem hingeworfenen Worte — zum Beispiel „Blech" — in nuce dokumentieren.

31.

Graf Bill Bismarck

Am 2. August 1852 zeigte Herr von Bismarck-Schönhausen in der „Kreuzzeitung“ aus Frankfurt a./Main die glückliche Entbindung seiner Frau von einem gesunden Sohne an. „Der junge Herr“ — so schrieb er 12 Tage später dem Minister Manteuffel — „wird Wilhelm Otto Albrecht (nach dem Bären) getauft.“ Und am 10. November schrieb Bismarck seinem Bruder: „Der kleine Junge, der zu Johannas Kummer Wilhelm heißt, nach dem Prinzen von Preußen, . . gedeiht . . . und verspricht ein kräftiger Gesell zu werden.“

Dem Vater ließen die Geschäfte nicht Zeit, sich eingehend der Erziehung seiner Söhne zu widmen; mit um so größerer Sorge und Liebe besorgte dies die Mutter. In den „Briefen Bismarck's an seine Braut und Gemahlin“ finden sich unzählige Belege für die Liebe des Vaters zu seinen „drei Kücken“; er schließt fast keinen Brief, wo er nicht die „drei Kleinen“ grüßt und küßt. „Die beiden kleinen Jungen prügelten sich um die Bilderbogen, da Bill der Ansicht ist, alles, was geschenkt wird, müsse für ihn sein.“ (29. Dezember 1853.)

Auf der Universität in Bonn trat Graf Bill bei den Borussen ein; er hatte verschiedene Mensuren, erhielt aber niemals einen ernsthaften Schmiß. Die Bonner Studien wurden durch den Krieg mit Frankreich unterbrochen, den der Graf, 19 Jahre alt, beim 1. Gardedragonerregiment mitmachte.

Die Vorbereitung zum Referendar erfolgte gemeinschaftlich mit den Herren von Balan und von Gersdorf durch den Assessor Kayser. Als der Repetitor (später avancierte derselbe zum ersten deutschen Kolonialdirektor und vergaß vollständig, was er alles dem Hause Bismarck verdankte) nach Königsberg versetzt wurde, folgten ihm zehn seiner Zuhörer, darunter auch Graf Bill. Er wurde in Königsberg hoch aufgenommen; es wurde ihm sogar von einem Verehrer des großen Kanzlers ein Privatquartier zur Verfügung gestellt, so daß er nicht wie die Kollegen im Gasthause zu wohnen brauchte. Nach einem Aufenthalte von sechs bis acht Wochen ging Bill nach Naumburg und bestand daselbst glatt das Referendarexamen.

Aus der Zeit, wo Graf Bill auf dem Kreisgerichte in Schlawe arbeitete, von wo er sich häufig nach Varzin begab, sind allerlei Scherze desselben unvergessen, die meist in Gemeinschaft mit dem dortigen Landrate, Grafen Schwerin, ausgeführt wurden.

Vor dem Assessorexamen nahm Graf Bill wiederum gemeinschaftlich mit Balan ein Repetitorium bei Kayser, und nun kam die Zeit, wo die „vier B" den Berliner Kneipwirten manchen harten Taler zu verdienen gaben. Der eine war unser Bismarck, der zweite von Balan, später Polizeipräsident von Potsdam, der dritte von Brandenstein, später Regierungspräsident in Hannover, der vierte von Buch, später Ritterschaftsdirektor in Berlin. Die ausgelassene Gesellschaft

fand sich mit Vorliebe bei Olbrich in der Friedrichsstraße, auf der Saxo-Borussenkneipe, bei Professor Dr. Schweninger, bei Paul Lindau, Professor Dr. Scheibler, oder bei Dr. Fuchs (im Fuchsbau) ein; der Skat spielte bei diesen Vereinigungen stets eine große Rolle. Trotz aller Extravaganzen bestand Graf Bill das Assessorexamen (1878) mit bestem Erfolge.

Das innige Familienleben, welches im Bismarckschen Hause herrschte, verpflanzte sich auch auf die Kinder. Das geschwisterliche Verhältnis war ein warmes und intensives. Zwischen den Grafen Herbert und Bill hat nie ein Mißton oder eine Eifersüchtelei bestanden. Beide Söhne taten ihr Möglichstes, die Eltern in ihren häuslichen Repräsentationspflichten zu unterstützen; sie fungierten dort wie die Adjutanten eines Fürsten, stets darauf bedacht, dem Kanzler Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu räumen und für sein Interesse zu sorgen. Die auf diesem Gebiete geleisteten Dienste erkannte der Kanzler besonders an; konnte sie doch nur der erfüllen, der ganz seine Intentionen kannte. Dazu war aber wiederum nötig, recht viel in der Umgebung des Gewaltigen zu sein. Er wollte am liebsten den ganzen Kreis der Seinigen täglich um sich versammelt sehen.

Graf Bill hat für die Akten niemals eine besondere Vorliebe gehabt; es hat aber auch Perioden gegeben, da er bis zur Erschlaffung arbeitete. Es war dies die Zeit, da Bismarck den Zweitgeborenen als Privatsekretär beschäftigte (1879), woraus sich später (1882) die Anstellung in der Reichskanzlei herausgebildet hat. Wochen und Monate lang hatte Graf Bill besonders auf Reisen, allein die gesamte dienstliche Korrespondenz des Kanzlers zu erledigen; dazu kamen noch unzählige Briefe an die Administratoren und Oberförster in Friedrichsruh, Varzin rc. In dieser Zeit

hat Graf Bill gewiß das Pensum von zwei vortragenden Räten absolviert und gezeigt, daß, wenn er arbeiten wollte, er es mit Rottenburg und Tiedemann sehr wohl aufnahm. Dem Reichskanzler aber konnte man es nicht verdenken, daß er am liebsten mit seinen Söhnen arbeitete, bei denen er sich keinerlei Zwang auferlegen brauchte und die auf diese Weise ihm auch seine Methode in der Erledigung der Geschäfte ablauschen konnten.

Die parlamentarische Tätigkeit des Grafen Bill dauerte im Reichstag und Landtag nur sechs Jahre lang (1878 bis 1881 und 1882 bis 1885). Man kann nicht sagen, daß er sich auf einem ihm besonders ansprechenden Terrain bewegt habe; denn daß er auch später spielend wieder ein Mandat hätte erlangen können, bedarf keiner Bemerkung. Seine Parlamentsreden waren alle gründlich durchgearbeitet; er sprach rein sachlich und gab den Gegnern keine Angriffspunkte. Daß Graf Bill aber auch das Zeug hatte, witzige, pointierte und hinreißende Agitationsreden zu halten, bewies derselbe in einer am 25. Juni 1881 im Halle'schen Tor-Bezirksverein in Berlin gehaltenen Rede, in welcher er mit Keulenschlägen auf die Fortschrittspartei einhieb. Dabei kam die Versammlung aus der Heiterkeit gar nicht heraus. „Sollen wir denn" — so meinte er in Anspielung auf die Freihandelsschwärmer — „die ewigen Allerwelts-Potsdamer bleiben?"

Die Fortschrittspartei geriet ob dieser Rede ganz aus dem Häuschen. „Nun ist" — so witzelten ihre Hintermänner — „Fürst Bismarck durch seinen Sohn zum Volke herniedergestiegen." Er selbst, der Graf, sei nur das Instrument, auf welchem der Kanzler seine Stücke in der Wahlagitation spricht u. s. w.

Die Berufung des Grafen Bill nach Straßburg 1879 erfolgte auf speziellen Wunsch des Statthalters Freiherrn

von Manteuffel. Als der letztere diese Stelle bekam, wurde von dem bisherigen Unterstaatssekretär Herzog, der Manteuffel nach Straßburg begleiten sollte, eine Instruktion ausgearbeitet, deren Tendenz, kurz gesagt, die war, daß Herzog regieren und Manteuffel die Diners geben sollte. Das war nun gar nicht nach dem Geschmacke Manteuffel's, und Geheimrat von Tiedemann erhielt den Auftrag, eine neue Instruktion auszuarbeiten, die dem Herrscherdrange des Statthalters entsprach. Nachdem eine Einigung erzielt war, stellte der schlaue Manteuffel dem Kanzler vor, es wäre ihm von der größten Wichtigkeit, in seiner unmittelbaren Nähe jemanden zu haben, mit dem er sich offen aussprechen könne, der diskret und zuverlässig sei und als Mittelsperson zwischen ihm und dem Kanzler fungieren könne. Er wisse niemanden, der sich hierzu mehr eigne, als der Graf Bill, auf dessen gesundes Urteil und klaren Blick er viel gebe. Bald darauf erfolgte die Versetzung desselben in das Spezialbureau des Statthalters auf die Dauer von nicht ganz zwei Jahren. Die Wahl erwies sich als eine ungemein glückliche. Graf Bill bewährte sich in dieser Vertrauensstellung außerordentlich; er und Geheimrat von Tiedemann haben viel dazu beigetragen, das gute Verhältnis zwischen dem Kanzler und dem Statthalter in der Übergangszeit aufrechtzuerhalten.

Graf Bill war auch auf dem diplomatischen Gebiete nicht untätig. So war derselbe Sekretär der im November 1884 nach Berlin berufenen afrikanischen Konferenz; auch brachte es die Gewohnheit des Kanzlers, sich an die Ressortverhältnisse nicht strenge zu binden, mit sich, daß er dem Sohne vielfach mündliche und schriftliche Aufträge für das Auswärtige Amt übermittelte.

Graf Wilhelm war ein ausgezeichneter Jurist, der geradezu Neigung zu juristischen Spitzfindigkeiten hatte. Er

bewies dies schlagend bei seiner Jungfernrede im Abgeordneten-hause am 6. Februar 1883. Außerdem liebte und pflegte er die Musik. Während der „Nibelungen“-Aufführungen die in den Jahren 1882 und 1884 von Angelo Neumann, im Viktoriatheater in Berlin veranstaltet wurden, war Wilhelm Bismarck allabendlich Gast in einer Orchesterloge. Während der Pausen bewegte er sich zwanglos auf der Bühne und plauderte mit den Künstlern, vor allem mit der genialen Hedwig Reicher-Kindermann. Als der Graf in Hanau, mittags 1 Uhr auf der Messe spazieren gehend, wahrnahm, daß die Karroussels, einer Bestimmung des früheren Landrates entsprechend, ohne Drehorgelbegleitung fuhren, bestimmte er sofort, daß die Karrousselbesitzer die Drehorgel den ganzen Tag bis 10 Uhr abends spielen durften. Die „Freisinnige Zeitung“ verkündete sofort diesen Akt urbi et orbi unter der Spitzmarke: „Ein musikalischer Landrat“. Die Vorliebe für Hunde teilte er mit seinem Vater, die für den Sport mit seiner Gemahlin.

Die Trauung des Grafen mit Sibylla von Arnim fand am 6. Juli 1885 auf dem Arnim'schen Gute in Kröchlendorf statt. Brautführer waren Balan, Baron Plessen, später Gesandter in Athen, von Ohlen-Adlerskron.

Als Malwine von Arnim, die Schwester des Fürsten, am andern Morgen erfuhr, daß die Herren, nachdem sich der Kanzler bereits zur Ruhe begeben hatte, noch zu einer langen Kneiperei versammelt waren, war dieselbe außer sich, weil sie befürchtete, ihr Bruder wäre dadurch im Schlafe gestört worden. Glücklicherweise hatte er nichts gehört und im Gegenteil eine selten gute Nacht gehabt.

Man kann nicht behaupten, daß Graf Bill irgend etwas von einem Streber an sich hatte. Der Schritt vom vortragenden Rate im Staatsministerium zum Landrate in

Hanau (15. August 1885) war dienstlich geradezu ein Rückschritt. Die Stelle paßte aber seinem Temperament.

Ich habe in den zweiundzwanzig Jahren, die ich im Hause Bismarck's zu verkehren das Glück hatte, die Beobachtung gemacht, daß fast jeder, der mit dem Kanzler in nähere Berührung kam, eine kurze Zeit von einer Art von Größenwahn befallen wurde. Im Grunde genommen, sind wir doch alle nur Ameisen gewesen, welche um die Pyramide geschäftig umherliefen. Es gilt dies von allen Kategorien, vom Kammerdiener, Depeschenreiter, ja selbst von denjenigen, die über ihn nur geschrieben haben. Da muß man es nun wirklich hoch anerkennen, daß die Söhne des Kanzlers, die in ihrer Jugend wie Prinzen verwöhnt wurden, denen jeder die Cour machte, nicht unausstehliche, anspruchsvolle, eitle Männer geworden sind. Gerade das Gegenteil ist der Fall; sie sind liebenswürdige Familienmitglieder geblieben, denen die Allmacht und die Macht des Vaters nicht in den Kopf gestiegen ist, nnd die den großen Einfluß, der ihnen zustand, nicht ein einzigesmal mißbraucht haben.

Wenn wir uns die amtliche Tätigkeit des Grafen als Landrat in Hanau, Regierungspräsident in Hannover und Oberpräsident in Königsberg betrachten, so geht durch dieselbe ein Grundzug: energisches und mannhaftes Streben für den ihm anvertrauten Bezirk, ruhige und praktische Verwaltung desselben, Interesse, besonders für die wirtschaftlichen Fragen, auf eigene Anschauung gestütztes Urteilen, nicht bloß vom grünen Tisch aus. Nimmt man hierzu noch sein Talent in Behandlung der Menschen, die große Lokal- und Personalkenntnis, die er sich überall rasch erwarb, seine Leutseligkeit — im Kreise Hanau behauptete er selbst, alle Einwohner desselben zu kennen — so kann man ohne Schmeichelei sagen, er sei der Verwaltungsbeamte par excellence gewesen.

Wie sehr er sich die Sympathien der von ihm Regierten erworben, konnte man recht deutlich bei seinem Scheiden aus Hanau und Hannover und Königsberg wahrnehmen. Man muß wirklich mit der Laterne suchen, wenn man in den 17 Jahren, die er in der Verwaltung gestanden, Mißgriffe auffinden will. Als einen solchen führt man die Verfügung an, mittelst deren er den Lehrern im Kreise Hanau den Wirtshausbesuch und das öffentliche Kartenspiel verbot. Eugen Richter nahm sich alsbald mit großer Wärme der Gemaßregelten an, die der Graf zu Parias der Gesellschaft machen wolle: „Wirtshausbesuch und Kartenspiel sind verfassungsmäßig nicht Privilegien gewisser Kreise, sie sind auch den Lehrern nicht untersagt. Hat Graf Bismarck immer so strenge Ansichten über das außeramtliche Verhalten öffentlicher Beamten vertreten?“

Indessen halfen alle Einwendungen nichts, der Landrat war in der Lage, die Rechtlichkeit der getroffenen Verfügung mit unwiderlegten Gründen darzutun; auf die Opportunitätsfrage ließ er sich in keinen Streit ein. Unbekannt ist bisher, daß Graf Bismarck im Grunde an der ganzen Maßregel unschuldig war. Sie wurde ihm in seiner Abwesenheit vom Kreissekretär eingebrockt, und Graf Bismarck nahm sich der Verfügung erst an, als es sich darum handelte, die amtliche Autorität nicht durch Ordre und Kontreordre zu untergraben.

Bei einem Besuche, welchen ich etwa zehn Tage nach Bismarck's Entlassung in Friedrichsruh machen durfte, war ich am ersten Tage meiner Ankunft in Friedrichsruh jedenfalls der einzige Aufgeregte unter allen Schloßbewohnern. Der Fürst zeigte eine olympische Ruhe.

Graf Bill besprach mit mir die Lage seines Vaters und die Ereignisse vom 10. bis 29 März. Als das Ge-

spräch auf die Kollegen des Kanzlers kam, sagte derselbe: „Na, hübsch haben sich die Minister“ — zwei nahm er ausdrücklich aus — „in der Krisis gerade nicht benommen.“

Ich hatte damals auch Gelegenheit, mich von dem reizenden Verhältnis zu überzeugen, das zwischen ihm und seiner Gemahlin bestand. Er lebte mit ihr bis zum Ende auf dem zärtlichsten Fuße und hat sie innig geliebt.

Bereits seit dem Jahre 1874 hatte Graf Bill unter einem rheumatisch-gichtischen Leiden schwer zu dulden. Nachdem Wiesbaden, Baden bei Wien und Herkulesbad ohne Erfolg besucht worden waren, entschloß sich der Graf 1881, dem Rate des bei der bayrischen Gesandtschaft angestellten Legationssekretärs Baron von Podewils folgend, den Münchener Arzt Dr. Schweninger zu konsultieren. Nach einer etwa drei Vierteljahre währenden Kur hatte der Patient sein Übermaß an Fett samt den quälenden Schmerzen verloren und dafür die Elastizität des Körpers wiedergewonnen. Die Metamorphose fiel, wie Paul Lindau in einem Berliner Lokalblatt erzählt, natürlich aller Welt auf. Auf einem Hofballe trat der alte Kaiser, der ihn erst, nachdem er ihn einige Augenblicke fixiert, erkannt hatte, an den Grafen heran und fragte ihn schmunzelnd: „Was haben Sie denn mit sich angefangen? Sie sehen ja ganz anders aus.“

„Majestät, ich habe eine Entziehungskur gebraucht, die mir sehr gut bekommen ist.“

„Wie viel Pfund hat man Ihnen denn entzogen?“

„23 Pfund, Majestät!“

„23 Pfund?“ wiederholte der Kaiser; „ich weiß gar nicht, wie ich mir das vorstellen soll.“

„Wenn Eure Majestät sich zwei Kalbskeulen vergegenwärtigen wollen, eine von elf und eine von zwölf Pfund . . .“

„Und diese beiden Kalbskeulen haben Sie jetzt weniger!“ sagte der Kaiser lachend; „dann hören Sie aber allmählich auf!“

„Zu Befehl, Majestät, ich habe bereits aufgehört.“

Die Folge dieser glücklichen Kur war, daß Schweninger 1883 auch die ärztliche Behandlung des Reichskanzlers übernehmen durfte.

Graf Bill war bis in die letzte Woche vor seinem Ableben vollständig auf dem Posten. Noch in diesem Frühjahre machte er die üblichen Inspektionsreisen.

Am 24. Mai stellte sich bei ihm eine Darmverstopfung ein, wozu noch eine Bauchfellentzündung kam, die jedoch einen derartigen Verlauf nahm, daß der herbeigeeilte Schweninger die Gefahr für vorüber erklärte.

Als am sechsten Tage dem Grafen das Atmen immer schwerer wurde, und er in der frühesten Morgenstunde das Freie aufsuchte, wurde ihm im Garten plötzlich schwindlig, und es kostete Mühe, ihn noch bis zu der Terrasse zu bringen, wo er in den Armen der geliebten Gattin zusammenbrach und infolge einer Herzlähmung alsbald verschied.

Wenn in späteren Generationen der Name und die Taten Bismarcks noch hochgefeiert fortleben werden, so wird man auch dabei seines Zweitgeborenen stets gedenken als einer Verkörperung der heiteren und doch kraftvollen Seiten des Eisernen Kanzlers, der, man mag ihn betrachten, von welcher Seite man will, wert war, „des Vaters Speer, des Vaters Schild zu tragen.“

33.

Fürst Herbert Bismarck. Nekrolog

Wenn seit der ersten Nachricht von der schweren Erkrankung des Fürsten Herbert Bismarck die allgemeine Teilnahme erwachte, und die täglichen Bulletins über den Fortgang des grausamen Leidens mit Aufmerksamkeit in Deutschland und selbst darüber hinaus gelesen wurden, so hat natürlich diese Sympathie zunächst ihren Grund in der festen Zusammengehörigkeit, die den Namen des Begründers des geeinigten Vaterlandes mit jedem Deutschen verbindet. Auf jedem Mitglied dieser Familie ruht ein Stück von dem Zauber, der um jenen Namen für alle Zeiten schweben wird. Ganz besonders der jetzt Verblichene konnte als sein Hauptträger den Reflex jener Verehrung, mit der jeder Deutsche auf Friedrichsruh blickt, auf seine Person lenken. Er hatte dem großen Vater nahe gestanden, war unter seinen Augen aufgewachsen, von ihm in den unmittelbar persönlichen Dienst herangezogen worden und hatte schließlich, als der Gewaltige die Augen schloß, die Erhaltung und Pflege der großen Tradition überkommen, gleichsam als einen Schatz, dessen Hütung er der Nation schuldete. Man ist leicht geneigt, die Aufgabe, die ihm das Leben stellte, als eine

leichte und glückliche zu gebrauchen. Wie im Fluge durcheilte er alle die Vorbereitungsposten, die der gewöhnliche Sterbliche nur unter harter Arbeit und mancher Demütigung erreicht. Er stand in der Mitte der Dreißiger, als er die Leitung des Auswärtigen Amtes zunächst als Unterstaatssekretär, dann als Chef des Reichsamtes erhielt. Nur kurze Zeit hatte er vorher dem diplomatischen Dienst im Auslande angehört, und hier mit Neid, dort mit Hohn wurde die Frage gestellt, auf Grund welcher Verdienste und Erfahrungen der junge Diplomat die Nachfolge eines so alten und routinierten Staatsmannes wie des Grafen Hatzfeldt erhalten. Die Frage beantwortete sich von selbst. Graf Herbert Bismarck war natürlich zur Leitung des Auswärtigen Amtes berufen worden, um dem großen Vater auf diese Weise die Möglichkeit, die auswärtigen Geschäfte nach seinem Willen zu lenken, noch weiter zu erleichtern, als dies unter selbständigeren Persönlichkeiten der Fall war.. Graf Herbert Bismarck ist damals in der Presse, die diese steigende Machtfülle des großen Kanzlers abfällig beurteilte, vielfach als ein willenloses Werkzeug in dessen Hand bezeichnet worden. Wo er öffentlich auftrat oder Depeschen unterzeichnete, wurde er als eine Art von untergeordnetem Beamten hingestellt, der auf diese Weise lediglich Aufträge von nahestehender Seite ausführe. Diese Charakterisierung wird von denen, die den Ereignissen nahe standen, oder gar persönlich an der Mitarbeit beteiligt waren, als eine unzutreffende und ungerechte bestritten. Graf Herbert hatte in seiner glänzenden Laufbahn an dem Mißgeschick zu leiden, das die Söhne aller großen und genialen Männer begleitet. Er stand in dem Schatten des großen Baumes, der die Erdkraft und die Sonne für sich allein beanspruchte. Aber, wir wiederholen aus intimer Kenntnis der Verhältnisse: Er war keineswegs ein bloßes Werkzeug,

eine Marionette in der Hand des Drahtziehers. Er hatte nicht bloß Neigung, sondern auch Geschick für die Behandlung diplomatischer Geschäfte. Das Zusammensein mit dem fast ununterbrochen über wichtige staatliche Verhältnisse verhandelnden Vater war eine ausgezeichnete Schule, in der der Sohn ohne Mühe Schätze sammeln konnte. So hatte er in jüngeren Jahren mehr Erfahrung erworben, als ältere Kollegen im Dienste, die dem Brennpunkt der Ereignisse so viel ferner standen. Er besaß ein vortreffliches Gedächtnis und hatte hervorragende Kenntnisse in Geschichte und Staatswissenschaften. Sein Stil war vielleicht etwas zu temperamentvoll und wurde dann von dem Vater gemildert, aber die Abfassung von politischen Noten bereitete ihm keine Schwierigkeit. Er beherrschte mündlich und schriftlich die englische und französische Sprache mit größerer Leichtigkeit, als sie dem Durchschnitte unserer Diplomaten eigen ist. Besonders englisch sprach er so fließend wie seine Muttersprache. Das sind alles Eigenschaften, die ihm in seiner Aufgabe als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von bedeutendem Nutzen sein mußten. Er hat nicht den Beweis führen können, wie er das Amt ohne die mächtige Anlehnung an den Vater geführt hätte, aber nahestehende Beobachter haben an seiner ausreichenden Vorbildung und Befähigung nicht gezweifelt. Seine Mitarbeiter im Auswärtigen Amte waren sich sogar einig, daß seine Leitung der Geschäfte den Dienst insofern erleichterte, als seitdem die erforderlichen Entscheidungen des Reichskanzlers als einzig verantwortlichen Beamten viel schneller zu erreichen waren. Während früher lange Promemoria abzufassen, dann Vorträge zu erbitten waren, um die Zustimmung des Kanzlers für wichtige Maßnahmen zu erhalten, da genügte jetzt die tägliche Begegnung des Sohnes mit dem Vater. Die Ar-

heit ist für die Räte des Auswärtigen Amtes dadurch sehr vereinfacht worden, und von den sonst üblichen Reibungen war jetzt nichts mehr zu hören. Es geschieht dem Sohne großes Unrecht, wenn man danach seine amtliche Tätigkei als unbedeutend bezeichnet hat. Er hat in dieser Stellung seinen Mann gestanden, und vielleicht werden spätere Aktenveröffentlichungen hierüber noch überraschende Aufschlüsse geben.

Als der große Vater das Palais der Wilhelmstraße für immer verließ, hat ihn sein Sohn begleitet. Der Kaiser hat sich damals lebhaft bemüht, den Grafen Herbert im Dienst zu halten. Wie einmal die Verhältnisse lagen, und bei der unversöhnlichen Stimmung, von der der alte Recke damals beseelt war, schien ein Verbleiben des Sohnes im Dienste wenigstens für die nächste Zeit so gut wie ausgeschlossen. Er erbat seine Entlassung und zog sich auf das Stammgut der Familie, Schönhausen, zurück. Aber bald gab er den Anlaß zu einer gewaltigen Kundgebung des deutschen Volkes. Er feierte in Wien seine Hochzeit mit der Gräfin Hoyos. Die damaligen Ereignisse stehen in zu gutem Gedächtnis, um hier einer weiteren Erwähnung zu bedürfen. Graf Caprivi beging die Unvorsichtigkeit, diesem Vorgang eine politische Bedeutung beizumessen und dem deutschen Botschafter in Wien die Teilnahme an der Hochzeitsfeier zu untersagen, ja noch mehr: Kaiser Franz Josef wurde auf diplomatischem Wege veranlaßt, sich von dem Manne, der das Bündnis Deuschlands mit Österreich-Ungarn geschaffen, fern zu halten. Vielleicht hat nichts dem Ansehen des damaligen Reichskanzlers so sehr geschadet, als diese Behandlung des Hauses Bismarck. Graf Herbert hat während des Sturmes, der damals Deutschland und Österreich durchbrauste und in Wien, München, Dresden und Jena sich zu lauten Manifestationen der Volksmassen gestaltete,

Zurückhaltung beobachtet. Später ist er vor der Öffentlichkeit nur in seiner Eigenschaft als Mitglied des Reichstages und nach dem Tode seines Vaters als erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses aufgetreten. Im großen und ganzen vermied er in diesen Körperschaften die auswärtige Arena und beschränkte sich hauptsächlich auf wirtschaftliche Fragen, bei denen er eine gemäßigte konservative Parteirichtung bekundete. Er bemühte sich darin, der authentische Interpret der von seinem Vater verfochtenen wirtschaftlichen Kenntnisse zu sein, und fand dann immer und nicht bloß auf der rechten Seite des Hauses ein aufmerksames Ohr. Aber einen größeren Einfluß hat er im Reichstag nicht ausgeübt, zumal er sich hier keiner der Parteien angeschlossen hatte. Gleichwohl erhielt sich in parlamentarischeu Kreisen, wie auch in politisch-diplomatischen der Glaube, daß Fürst Herberts Karriere nicht ausgespielt sei. Bei seinen intimen Beziehungen zu englischen Kreisen, denen er auch durch seine Heirat näher getreten war, hielt man ihn besonders berufen, als deutscher Botschafter in London den Interessen seines Vaterlandes nützlich zu sein. Manche Freunde gingen in ihren Wünschen noch weiter; aber, wer gewisse Unterströmungen in unserem politischen Leben kennt, wußte, daß solche Vermutungen nicht die geringste Aussicht auf Erfüllung besaßen. Fürst Herbert hat sich selbst in dieser Richtung keinen Illusionen hingegeben und in vertrauten Kreisen durchaus kein Hehl gemacht.

Nun hat ihn, der mit zunehmenden Jahren im Ausdruck des Gesichts und in seinen Bewegungen dem Vater immer ähnlicher wurde, ein unerbittliches Leiden in der vollen Kraft des Mannesalters hinweggerafft. Ob ihm bei längerem Leben noch eine größere Aufgabe beschieden gewesen wäre, wer vermag es zu sagen? Er schätzte die nicht gering, die

er sich als Verwalter des Nachlasses unseres größten Staatsmannes auferlegt hatte. Aus dem reichen Schatze sind uns, von dem unvergleichlichen Werke „Gedanken und Erinnerungen“ abgesehen, das bereits zu Lebzeiten des Vaters genau festgestellt war, jene eigenartigen Briefe des letzteren an seine Gattin und die hochbedeutsame Korrespondenz, die als Anhang zu dem erstgedachten Werke erschienen ist, geschenkt worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir noch manches nicht weniger Bedeutsame zu erwarten hatten. Fürst Herbert war ein eifersüchtiger Wächter dieser Schätze, und ebenso eifersüchtig hütete er das Andenken seines unvergeßlichen Vaters. Wo in Literatur und Publizistik eine tatsächlich irrtümliche Darstellung über die Vergangenheit sich festsetzte, griff er ein und bekämpfte sie in der Presse, wenn auch anonym, doch so in einer Form, die dem Sachverständigen keinen Zweifel über den Ursprung ließ. Zu großen Eigenleistungen ist der jetzt Verstorbene nicht gelangt, aber auch die Gegner, die seine temperamentvolle Art ihm nicht verziehen, werden anerkennen, daß auch er sich des Namens, den ihm der größte deutsche Staatsmann hinterlassen, niemals unwert gezeigt hat.

34.

Die Beisetzung des Fürsten Herbert Bismarck

Mit dem 21. September 1904 war die Geschichte der zweiten Generation des Hauses Bismarck abgeschlossen, und das stille und friedliche Mausoleum im Sachsenwalde hatte den dritten Sarg in seinen Mauern aufgenommen.

Zur Beisetzung hatten sich Mittag in Friedrichsruhe gegen 200 Personen eingefunden, darunter der Generaloberst von Hahnke, als Abgesandter des Kaisers, der Reichskanzler Graf Bülow, der frühere Kriegsminister Bronsart von Schellendorf, der frühere Landwirtschaftsminister Freiherr von Lucius, Fürst Henkel-Donnersmark mit Gemahlin, der Botschafter von Radowitz (Madrid), der frühere Botschafter Freiherr von Stumm, der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Freiherr von Richthofen, der Unterstaatssekretär im Staatsministerium Freiherr von Seckendorff, der Kaiserliche Gesandte Raschdau, der Geheime Oberregierungsrat Günther aus der Reichskanzlei, der Oberstleutnant des Berliner Gardedragonerregiments, bei dem Fürst Herbert stand, begleitet von drei jüngeren Offizieren. — General von Hahnke und Bronsart von Schellendorf wurden von den Grafen Rantzau und Plessen im Wagen von der Bahn abgeholt, die übrigen

Trauergäste legten den Weg von dort in das Schloß zu Fuß zurück und begaben sich in einen kleinen Seitenraum des Entrees, wo der Sarg mitten in einer Fülle von Blumen aufgestellt war. Graf Rantzau empfing dort die Leidtragenden und nahm deren Kondolenzen entgegen. Alsbald begann der feierliche Gottesdienst, den ein Berliner Prediger abhielt. In der Predigt wurde u. a. auf die große Vertrauensstellung hingewiesen, die der Dahingegangene bei seinem Vater inne hatte, und in der er Gelegenheit hatte, bei wichtigen Staatsaktionen mitzuwirken, und ferner betont, daß er ein hervorragend treuer Schützer des kostbaren literarischen Nachlasses seines Vaters war. Darauf wurde der Sarg von 16 kostümierten Trägern, flankiert von den Förstern des Sachsenwaldes, zum Mausoleum hinübergetragen. Hinter dem Sarge schritt Graf Rantzau mit dem ältesten Sohne des Fürsten, einem zarten, hochintelligent aussehenden Knaben; ihnen reihte sich an der Reichskanzler, Hahnke und die übrige Trauergemeinde. Nach dem Gottesdienste im Mausoleum löste sich dieselbe auf, nur einige nähere Freunde der Familie folgten den nächsten Angehörigen nach in das Schloß, darunter Bülow, Lucius, Radowitz, Stumm, Seckendorf, Raschdau, Richthofen, Henkel.

Die Fürstin Bismarck war bei dem Beginn der Leichenfeier am Sarge in tiefen Schleier gehüllt erschienen, sie hatte sich aber unter dem schmerzvollen Eindruck der Feier bald entfernt und sah dann vom Balkon des Schlosses dem Trauerzug nach. Auch später wurde sie nicht wieder sichtbar. Malwine von Arnim, die Schwester des alten Fürsten, war nicht nach Friedrichsruh gekommen, offenbar aus Gründen, die mit ihrer zarten Gesundheit zusammenhingen.

In zwei Zimmern des Schlosses waren Buffets errichtet, an denen die von weitem herbeigereisten Leidtragenden nun Erfrischungen einnahmen. Nach den Mitteilungen der Familie hatte der Fürst die letzten drei Tage sein Bewußtsein nicht wieder erlangt, weil bei den außerordentlichen Schmerzen, von denen der Sterbende geplagt war, die Ärzte zu immer neuen Morphiumeinspritzungen geschritten waren. Der Fürst hatte sich in leidlich guter Gesundheit befunden, bis er in London im Frühjahr infolge einer Austernvergiftung erkrankte, die sich in sehr schweren Erscheinungen kund gab. Seitdem hatte der Fürst beständig gekränkelt, insbesondere hatte der früher so robuste Mann in geradezu erschrecklicher Weise äußerlich abgenommen, so daß seine Umgebung über dessen Abmagerung von Sorge erfüllt war. Aber erst in den letzten 14 Tagen nahm die Krankheit eine so rapide Wendung, daß die Ärzte jede Hoffnung aufgaben.

Die Frage des literarischen Nachlasses des Fürsten beschäftigt die politische Welt. Unstreitig hat derselbe über das Erscheinen des III. Bandes der „Gedanken und Erinnerungen", soweit nicht bereits eine Verfügung seines Vaters vorlag, Bestimmung getroffen. Es bleibt dahingestellt, ob Graf Rantzau oder Graf Plessen über den weiteren Bismarck'schen Nachlaß zu bestimmen befugt sind.

Das von dem Fürsten renovierte Schloß macht einen stattlichen und vornehmen Eindruck; die inneren Räume glänzen namentlich durch eine Fülle von Kunstwerken, worunter von Gemälden erster Meister wir nur die Namen Lenbach, Kroner und Corelli zu nennen brauchen. Jetzt ist es angefüllt mit zahllosen Kränzen von allen möglichen Vereinen, Körperschaften, Kriegervereinen, Privaten und den befreundeten Fraktionen des Reichstags und des Herrenhauses.

Nach 3 Uhr entfernte sich der Reichskanzler, um nach Hamburg, und von dort nach Homburg v. d. H. zurückzukehren. Bald nach ihm entfernten sich auch die übrigen Leidtragenden, um nach verschiedenen Richtungen die Rückreise in die Heimat anzutreten.

35.

Zwei Mitarbeiter Bismarck's

1. Der Gesandte Freiherr von den Brincken

Freiherr von den Brincken lernte Bismarck im Sommer 1862 in London kennen, wohin er, damals preußischer Gesandter in Paris, für wenige Tage gekommen war, und bei dieser Gelegenheit auch die damalige preußische Gesandtschaft in London besucht hatte, bei welcher Brincken als Attaché in Funktion war. In den Jahren 1873 und 1874 fand Freiherr von Brincken als Leiter des Spezialbureaus des Auswärtigen Amtes fast täglich Gelegenheit, im Hause des Fürsten zu verkehren; es wurden ihm vielfach Beweise von Freundlichkeit und Wohlwollen zu teil. Der Geschäftskreis des Spezialbureaus umfaßte damals die Entgegennahme, Sichtung und Vorlegung der täglich in großer Anzahl eingehenden und an den Reichskanzler persönlich gerichteten Briefe, Bittgesuche u. s. w. sowie ihre Beantwortung oder sonstige Erledigung nach Maßgabe der in den meisten Fällen von dem Reichskanzler selbst erteilten Weisungen. Außerdem stand der Leiter des „Spezialbureaus“ noch dem Fürsten Bismarck zu jeder Tageszeit, sogar in späten Abendstunden, zur Verfügung für alle besonderen Aufträge, deren mündliche

oder schriftliche Ausführung durch den vorgedachten Beamten im Interesse des Dienstes ohne Verzug als angezeigt erscheinen mußte. Aus dieser Art von Tätigkeit entwickelte sich von selbst der persönliche Verkehr mit dem Reichskanzler, da Vorträge und Instruktionserteilung fast täglich zu Rücksprachen Veranlassung boten. Die Berufung zu der Leitung des „Spezialbureaus“ und ebenso die Rückführung in den eigentlichen diplomatischen Dienst fanden stets auf Grund der eigentlichen Initiative des Reichskanzlers unter Mitwirkung des Personaldecernenten im Auswärtigen Amte statt. Der Vorgänger des Freiherrn von den Brincken in der Leitung des Spezialbureaus war der jetzige Botschafter in St. Petersburg Graf von Alvensleben, sein Nachfolger der jung verstorbene Graf Wendt zu Eulenburg, der Verlobte der Gräfin Bismarck. Brincken's letzte persönliche Begegnung mit dem Fürsten Bismarck hat während seines Kissinger Aufenthalts im Sommer 1893 stattgefunden. Als letzte direkt empfangene Mitteilung bekam derselbe ein unter dem 28. November 1894 aus Varzin nach Kopenhagen gerichtetes Telegramm, in dem Fürst Bismarck Brincken für die ihm wegen des Todes der Fürstin bekundete Teilnahme seinen Dank aussprach.

2. Der Gesandte Graf Flemming

Graf Albert von Flemming[1]), einer sächsischen Familie entstammend, ist am 14. Oktober 1813 in Hannover ge-

[1]) Der Großvater Flemming war Sachse, und mit einer Schwester des Staatskanzlers Hardenberg verheiratet; ein Sohn desselben trat in die preußische Diplomatie, der zweite, der Vater unseres Diplomaten, trat auf Hardenberg's Rat ebenfalls in den preußischen Dienst und wurde Regierungspräsident in Arnsberg und in Erfurt.

boren. Er besuchte die Gymnasien zu Arnsberg und Erfurt und studierte in Halle und Berlin. Als Referendar lebte er ein paar Jahre in Paderborn und diente dort sein Jahr bei den Pionieren. Nachdem er sein großes Staatsexamen gemacht, trat er in den diplomatischen Dienst ein und war zwei Jahre Attaché an der preußischen Gesandtschaft in Paris, wo damals Graf F. H. Arnim, späterer Staatsminister, Gesandter war. Flemming verbrachte dann einige Zeit in Berlin, um sein Legationssekretärsexamen zu machen. Zu seinen nächsten Freunden in Berlin zählten der Graf Fritz Eulenburg, späterer Minister des Innern, Herr von Bülow, der Vater des jetzigen Reichskanzlers, und Menzel. Als Legationssekretär kam Graf Flemming zuerst nach Brüssel, dann nach Kopenhagen und London, wo Bunsen Gesandter war. Von 1853 bis 1858 war er Legationsrat in Wien, und vertrat daselbst lange Zeit den Gesandten von Arnim. Im Jahre 1859 wurde Flemming zum Gesandten in Karlsruhe ernannt, er verheiratete sich 1860 mit Armgard von Arnim, einer Tochter Achims und Bettinas von Arnim. Flemming begleitete den König auf einem Spaziergange in der Lichtenthaler Allee, als am 14. Juli 1861 Oskar Becker das Attentat auf Seine Majestät verübte; Flemming war der erste, der den Attentäter ergriff und festhielt.

Bei Ausbruch des Krieges 1866 mußte Flemming Karlsruhe verlassen und begab sich zunächst nach Zürich. Nach dem Friedensschlusse übernahm er jedoch wieder den preußischen Gesandtschaftsposten in Karlsruhe, da er stets das ungetrübte Vertrauen der badischen Herrschaften besessen hatte. Flemming bekleidete diesen Posten bis zu seinem Tode (Florenz 1884). Sein Haus in Baden-Baden war ein Mittelpunkt für die offizielle Gesellschaft und auch Künstler-

kreisen weit geöffnet. Flemming war bekannt für sein schönes Cellospiel; Rubinstein, die Viardot, Joachim und alle großen Künstler, die nach Baden kamen, musizierten mit ihm in kleinen Soiréen, die er für das Kaiserpaar und die badischen Herrschaften arrangierte.

35.

Ein Wort an die „Hamburger Nachrichten"

Die „Hamburger Nachrichten" brachten in der Nr. 587 vom Jahre 1903 einige Berichtigungen zu meinem Werke „Bausteine zur Bismarck-Pyramide", die nicht ohne Erwiderung bleiben können.

Die Wiederaufnahme des Artikels „Das Bismarck-Interview des amerikanischen Journalisten Wolf von Schierbrand" in das erwähnte Werk erschien, trotz des Dementis des Grafen Rantzau aus dem Juni 1898, geboten, da Wolf von Schierbrand vier Jahre später (im Mai 1902) seine Behauptung, Bismarck besucht und mit ihm über den spanisch-amerikanischen Krieg gesprochen zu haben, in einer bekannten amerikanischen Zeitschrift aufrecht erhalten hat. Der im Jahre 1903 verstorbene amerikanische Politiker Frederik William Holls hielt im Juni 1902 eine Entgegnung auf Schierbrand's neuerliche Publikation für dringend geboten, um der systematischen Hetzarbeit eines gewissen Teiles der amerikanischen Presse den Boden zu entziehen. Daranf schrieb ich den in das eingangs erwähnte Werk aufgenommenen Artikel an die „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 383 vom 7. August 1902), nachdem der Botschafter der Vereinigten

Staaten Herr White, der mit Holls gleichzeitig im Kaiserhof wohnte, dazu eine Anzahl bisher unbekannter politischer Notizen geliefert hatte. Dieser Artikel ging alsdann in verschiedene andere große Zeitungen über, ohne einen Widerspruch zu erfahren.

Ein Versehen in der Jahreszahl in dem Miquelaufsatz sollte jemand nicht monieren, der fast in demselben Atemzug das Datum eines im „Bismarck-Jahrbuch“ abgedruckten Briefes selbst richtig stellen muß.

Nach der Erzählung Keudell's schied er aus dem Dienste, weil er von Berlin aus nicht über alle politischen Vorgänge auf dem Laufenden erhalten wurde, sodaß Keudell als die Verhandlungen über die Verlängerung des italienisch-deutschen Handelsvertrages schwebten, ohne die erforderliche Instruktion war. Dadurch wurde er zur Untätigkeit gezwungen, und ihm schließlich aus Berlin der Vorwurf gemacht, daß er es an dem nötigen Interesse habe fehlen lassen. Die „Hamburger Nachrichten“ behaupten dagegen, Keudell habe seinen Abschied erbeten, weil er sich mit einem der italienischen Ministerialdirektoren über eine unpolitische Sache entzweit hatte.

Kein ernsthafter Mann wird annehmen, daß ein deutscher Botschafter seine schöne Stellung in der Vollkraft seiner Jahre aufgeben würde, nur weil er sich mit einer Persönlichkeit nicht zu stellen vermochte, die in der Hierarchie des italienischen Ministeriums den dritten Rang bekleidet. Herr von Keudell hat bei wiederholten Gelegenheiten als eigentlichen Grund seines Ausscheidens aus dem Dienste die Intrigen angegeben, die in der politischen Abteilung des Berliner Auswärtigen Amtes gegen ihn gesponnen wurden.

Er sei, erklärte Keudell, absichtlich nicht ausreichend über die für ihn wissenswerten Vorgänge unterrichtet worden,

so daß er den Intentionen des Reichskanzlers nicht entsprechen konnte. Aus diesem Grunde habe er die Verhandlungen mit der italienischen Regierung über eine wichtige politische Angelegenheit lavierend geführt, im Glauben, damit den Berliner Wünschen zu entsprechen.

Die genaueren Daten über diesen Vorgang, meinte Keudell, würden sich aktenmäßig geben lassen, und es schien, als ob er selbst für die Aufklärung früher oder später Sorge getragen hätte.

36.

Des Altreichskanzlers Sekretär

In der Zeit, da Fürst Bismarck im Amte war, hat er einen ständigen Sekretär nicht gehabt. Die Funktionen eines solchen versahen Beamte aus den verschiedensten Ressorts, in Frankfurt a/M. Zietelmann, in den sechziger Jahren von Keudell, dann Lothar Bucher, Graf Botho Eulenburg, Freiherr von den Brincken, Graf Arnim-Muskau, von Kurowski, Graf Wilhelm Bismarck, zuletzt die Herren von Tiedemann und Rottenburg. Als Bismarck entlassen wurde, bot ich mich ihm durch eine Mittelsperson als Sekretär an, da es für mich keinen Reiz mehr hatte, im Reichsdienste zu bleiben. Etwa um den 8. April 1890, also wenige Tage nach der Übersiedelung des Fürsten nach Friedrichsruh, schrieb mir Graf Wilhelm von dort, sein Vater lade mich ein, ihn einige Tage zu besuchen. Vor meiner Abreise ließ mich mein damaliger Chef im Reichsamt des Innern, Herr von Boetticher, der durch mein Urlaubsgesuch von meinem Vorhaben Kenntnis bekommen hatte, rufen, um mich zu fragen, was der Fürst wohl so schnell nach seiner Abreise aus Berlin von mir wolle. Er glaubte, es erraten zu können, Bismarck lege mutmaßlich Wert darauf, daß ich

meine unter Benutzung der Staatsakten gefertigten Bismarck-Publikationen fortsetze. „Sagen Sie Seiner Durchlaucht, daß, wenn er das will, ich Ihnen die betreffende Erlaubnis auch ferner erwirken werde.“ In Friedrichsruh angekommen, ließ mich der Fürst gleich nach dem Frühstück in sein Arbeitszimmer bitten. „Sie haben sich bereit erklärt, bei mir als Sekretär einzutreten. Sie sind mir ganz recht; es erwartet Sie eine Riesenarbeit.“ Dabei deutete er auf verschiedene mit Papieren angefüllte Kisten, die in seinen Gemächern herumstanden, und erörterte sodann im einzelnen mein Arbeitspensum. Die Sache war in fünf Minuten erledigt. Als ich abends nach Tisch mit dem Fürsten, der die Zeitungen las, allein saß, lenkte er das Gespräch auf Herrn von Boetticher, von dem er in der bekannten Weise sprach. „Ad punctum Boetticher,“ bemerkte ich, „habe ich mich Eurer Durchlaucht eines für Sie bestimmten Auftrages desselben zu entledigen. Ich soll bestellen, er wolle dafür sorgen, daß meine amtlichen Bismarckpublikationen fortgesetzt werden, im Falle Sie darauf Wert legen.“. Darauf antwortete Bismarck sofort: „In diesem Falle kehren Sie wieder nach Berlin zurück; dann sind Sie mir dort wichtiger, als hier. Als Sekretär kann Sie der junge Assistenzarzt Schweninger's, den ich stündlich erwarte, ersetzen.“

Tags darauf meldete er sich bereits. Ein sehr bescheiden auftretender, hochaufgeschossener, junger Mann, der mehr einem Theologen oder Lehramtskandidaten als einem Schüler des Äskulap glich, aber allerseits den besten Eindruck machte. Es war der am 3. Oktober 1865 in Lauenburg an der Elbe geborene Rudolf Chrysander, der Sohn des in Bergedorf bei Hamburg lebenden, im Jahre 1901 verstorbenen, bekannten Händelforschers, welch' letzterer bereits seit zwanzig Jahren im Bismarck'schen Hause verkehrte und

von dem Schloßherrn wegen seiner musikalischen Leistungen geschätzt wurde. Am 12. Juni 1886 schrieb Bismarck aus Friedrichsruh an seine Gemahlin: „Gestern hatten wir den liebenswürdigen Chrysander zu Tisch, letzterer, abgesehen von Rosen, Trauben und Pfirsichen, auch an sich stets meine Freude wegen der umfassenden Bildung von Geist und Herz unter der schlichten Bescheidenheit, ganz wie seine Gärtnerei."

Der Sohn Chrysander's hatte, wie man erfuhr, in Leipzig und Rostock Naturwissenschaften, darauf in Würzburg, Straßburg und Berlin Medizin studiert und war auf die Empfehlungen seines Lehrers Schweninger zunächst als sein Vertreter nach Friedrichsruh gekommen. Die Funktion des Privatsekretärs Bismarck's ging jetzt auf ihn über; als Arzt allein hätte er in Friedrichsruh oft wochenlang nicht den Finger zu rühren gehabt; auch liebte es Bismarck von jeher, um sich möglichst wenige fremde Personen zu haben, diese aber dann um so intensiver zu beschäftigen. Chrysander eignete sich vorzüglich für seine neue Stellung; seine Handschrift war gefällig und seine Arbeitskraft ebenso groß, wie seine Verehrung für Bismarck. Gleich bei seinem Eintritt in den Dienst hatte er eine Riesenaufgabe zu bewältigen. Niemals vorher hatte der Fürst aus allen Teilen des Reiches und aus dem Auslande so viele Zuschriften bekommen, als nach seinem die Volksseele sehr erregenden tragischen Rücktritte. Dazu waren jetzt noch zu seinem Geburtstage zahllose Gratulationen, Gedichte und Geschenke gekommen, zu deren Aufstellung das neben dem Vestibül gelegene geräumige Empfangszimmer kaum ausreichte. Tief gerührt über so viele Beweise der Liebe und Anhänglichkeit bemerkte der Fürst zu Chrysander und mir: „Mit einem allgemeinen Dankschreiben darf es diesmal

nicht abgehen. Ich wünsche jedem einzelnen ein Wort des Dankes zu sagen. Die Beantwortung wird zwar viel Mühe kosten, sie ist mir aber Herzensbedürfnis." Chrysander warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu, als wollte er sagen: „Die Sache fängt ja gut an." Indessen tröstete ich ihn bald unter vier Augen: „Wir wollen den Fürsten nur ein paar allgemein gehaltene Dankschreiben mit metallographischer Tinte fertigen lassen, die ich dann nach Berlin zur Vervielfältigung mitnehme. Auf diese Weise gelangt jeder Gratulant in den Besitz eines Bismarck's eigene Züge tragenden Briefes, und Sie haben nur die Adressen zu schreiben, vorbehaltlich die Fürstlichkeiten, an die der Fürst nach Inhalt und Form besondere Schreiben richten wird." Und so wurde es auch gemacht. Immerhin dauerte es mehrere Monate, bis die Legion von Briefen beantwortet war.

Im Laufe der acht Jahre, die Chrysander um den Altreichskanzler lebte, hatte er sich in das Geschäft vortrefflich eingearbeitet. Seine Tätigkeit war eine anstrengende. Es lag ihm ob, diejenigen zu empfangen und hinaus zu komplimentieren, die sich in Friedrichsruh meldeten, ohne bis zum Heiligsten vorzudringen; die Zuschriften jener zu beantworten, die dem Fürsten Anliegen vortrugen, betreffend die Durchsicht eines geschichtlichen Manuskriptes, eine Audienz oder einen freundschaftlichen Besuch, ein Interview, ein Autograph; ihm oblag die Sichtung und Beantwortung der Gratulationen rc.; er begleitete seinen Herrn nach Kissingen, Dresden, Wien, München, Jena, Hamburg, Varzin und Schönhausen, er vermittelte den Verkehr mit der periodischen Presse, insbesondere mit den „Hamburger Nachrichten", wenn der politische Redakteur des Leiborgans, Dr. Hofmann, sich nicht selbst ad audiendum verba magistri in Friedrichsruh einfinden konnte. Er legte dem Fürsten den Wortlaut

der Reden vor, die dieser bei feierlichen Empfängen gehalten, und dann in der Reinschrift vor der Veröffentlichung in den „Hamburger Nachrichten“ noch mit dem Bleistift in der Hand durchsah; er leistete auch bei der Ausarbeitung der „Gedanken und Erinnerungen“, bei der Ordnung der in Friedrichsruh aufgestapelten literarischen Schätze und bei der Überweisung von Aktenstücken, die zur Aufnahme in Horst Kohl's „Bismarck-Jahrbuch“ und in meine Werke bestimmt waren, schätzbare Dienste. Erst in den letzten Jahren, da die Arbeitslast immer wuchs, bekam er eine Aushilfe durch Zuziehung einer weiteren Schreibkraft.

Chrysander war viel zu jung, als daß er sich hätte erlauben dürfen, dem Fürsten, beispielshalber bei Tisch à la Schweninger, einen Vorhalt zu machen; aber seine Fürsorge für das Wohlbefinden des großen Mannes kannte keine Grenzen, und wenn Schweninger abwesend war, berichtete er ihm Tag für Tag über die Gesundheit des Fürsten. Als ich eines Tages nach dem Diner von Bismarck mir Aufschluß über eine historische Frage erbat, zog mich Chrysander später beiseite, um mich darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht gut sei, Seine Durchlaucht so rasch nach Tisch in eine politische Konversation zu verwickeln.

Mitte der neunziger Jahre ging die Nachricht durch die Presse, Chrysander sei in Ungnade gefallen. Dies beruhte aber auf Irrtum und war nur auf die Tatsache zurückzuführen, daß er sich eine Zeitlang aus dem Sachsenwalde entfernte, um seinen Doktor zu machen. Bismarck und alle Mitglieder der Familie schätzten Chrysander, dessen taktvolles und zuvorkommendes Wesen auch außerhalb des Hauses von allen anerkannt wurde. Speziell mir gegenüber, der zu gewissen Zeiten ungemein häufig von dem

Fürsten eine Entscheidung zu erbitten hatte, übte er eine Engelsgeduld.

Nach dem Ableben des Altreichskanzlers blieb Chrysander noch einige Zeit in der Umgebung des Fürsten Herbert und übernahm am 1. Januar 1901 die Stelle des dirigierenden Arztes im Sanatorium der Witwe Meyer in der Kolonie Grunewald. Nach dem Tode seines Vaters siedelte er nach Bergedorf über, um dort selbst eine Art von Sanatorium zu errichten. Untertags kam er nach Hamburg, wo er am Alsterbassin ein paar elegante Zimmer zur Abhaltung einer Sprechstunde gemietet hatte.

Am 11. Februar 1904, also unmittelbar nach Ausbruch des russisch-japanischen Krieges, veröffentlichte er in der Bergedorfer Zeitung" aus dem Schatze seiner Friedrichsruher Erinnerungen nachstehende Reminiszenz: „Die größte Torheit meines politischen Lebens," so sagte der verewigte Fürst halb scherzend, „war der Berliner Kongreß. Ich hätte Rußland und England sich raufen und gegenseitig auffressen lassen sollen, wie die zwei Löwen im Walde, von denen nur die Wedel übrig blieben. Dann hätten wir jetzt mehr Einfluß, Ruhe und weniger Gefahr. Aber ich habe damals Politik gemacht, wie ein Stadtverordneter." Chrysander bemerkte im Anschluß daran ganz richtig, die vorstehende Äußerung sei Bismarck nicht ernst gewesen und auf Rechnung seines Galgenhumors zu setzen; indessen schien dem Fürsten Herbert die Veröffentlichung unzeitgemäß, und alsbald konnte man in der ihm nahestehenden Presse lesen, Chrysander sei erkrankt, die Briefe, die er dem Fürsten Herbert geschrieben, bestätigten dieses. Er erlangte indeß bald wieder seine Gesundheit und so darf man denn die Hoffnung nicht aufgeben, daß Chrysander seinerzeit im stande sein wird,

die reichen Aufzeichnungen, die er sich über sein mehrjähriges Beisammenleben mit dem großen Kanzler gemacht hat, für die Öffentlichkeit auszuarbeiten, und so für die Epoche nach der Entlassung des Fürsten eine Art von zweiter Eckermann zu werden.

37.

Bismarck, „der Zeit ohnmächtiger Sohn“

Es ist staunenswert, wie schreiblustig Fürst Bismarck bis zu der Zeit war, da er Minister wurde. Die Zahl seiner Briefe aus der Frankfurter Zeit ist Legion, und immer kommen noch weitere zu Tage, die zwar das Gesamtbild, das wir von ihm haben, nicht mehr zu ändern vermögen, aber doch ihren Wert haben, da sie die eine oder andere Situation von einer neuen Seite beleuchten.

Der nachstehend zum erstenmal mitgeteilte Brief Bismarck's stammt aus der Zeit, da der ministerielle Dienst seine Kraft völlig in Anspruch nahm. Er ist an Frau von Zastrow, geborene von Papstein gerichtet, die als Mädchen — sie war eine Gutsnachbarin des damals auf Kniephof lebenden Jung-Bismarck und wohnte selbst auf Blumenberg — von diesem sehr verehrt wurde. Frau von Zastrow unterhielt eine lebhafte Korrespondenz mit ihrem Jugendfreunde und bewahrte natürlich ihre Bismarckbriefe wie wertvolle Reliquien auf. Leider wurden sie, ihrem Wunsche entsprechend nach ihrem Ableben vernichtet bis auf drei Stück, die später in einer Briefmappe gefunden wurden. Aber auch von diesem kleinen Reste ist ein Brief durch Diebstahl in Verlust geraten.

Ob zwischen Bismarck und Fräulein von Papstein eine tiefere Neigung bestanden hat, — wir wissen es nicht. Die Sympathie Bismarck's muß aber jedenfalls groß gewesen sein; nach dem Inhalt eines Briefes rettete er sich einmal „zur Beruhigung seiner Nerven" zu seiner Freundin. Das Mädchen ahnte damals natürlich nicht, welch' eine welthistorische Figur ihr Anbeter dereinst werden würde. Frau von Zastrow gab bei Gelegenheit eines Besuches in Berlin dem Minister ein Lebenszeichen in der Erwartung, den alten Jugendfreund begrüßen zu können. Hierauf bezieht sich der folgende Brief.

Reinfeld, 3. Oktober 1863

Verehrteste gnädige Frau!

In Berlin habe ich Ihren Brief bis zu dem Augenblick der Abreise unter den zu beantwortenden täglich auf den Tisch gelegt und abends unbeantwortet wieder eingeschlossen. Es ist das unverzeihlich; aber Sie würden es mir doch verzeihen, wenn ich Ihnen ein photo- oder stenographisches Bild jeder Minute meiner Existenz im vergangenen Monat hätte liefern können. In den 14 Tagen, die ich überhaupt den September hindurch in Berlin zugebracht habe, fand ich zweimal buchstäblich nicht die Zeit, Mittag zu essen, und doch brauche ich nur wenige Minuten zu diesem Geschäft. Ich habe nicht einmal an meine Frau geschrieben, sondern ihr zum Zeichen meines Lebens eine Visitenkarte mit eigenhändiger Adresse geschickt. Sagen Sie mir, daß ich eine Viertelstunde früher hätte aufstehen können, so muß ich das zugeben, ich wäre deshalb nicht müder gewesen, als ich es ohnehin stets bin; ich habe seit Wochen nicht ausgeschlafen, als heute, wo ich auf zwei Tage zum Besuch meiner Frau hier tief in Hinterpommern bin, und nun schreibe ich auch, tief beschämt von Ihrem zweiten

Briefe, den ich auf der Reise hierher erhielt; am meisten beschämt durch Ihre Voraussetzung, daß ich einen Formmangel übelgenommen haben könnte. Man kommt zwar moralisch herunter in einer Stellung wie meine jetzige, aber soweit doch nicht! Ich hätte trotz aller täglichen Plage doch Zeit gefunden, Ihnen früher zu schreiben, wenn ich nicht die ehrliche Absicht gehabt hätte, Sie zu sehen, und dazu hoffte ich an jedem nächsten Tage, die Verabredung mit Ihnen treffen zu können, wenn ich abends Ihren Brief mit den übrigen unbeantworteten wieder einschloß. Der Wille war gut, aber es ist mir niemals möglich geworden, am Abend Herr meiner Entschließungen für den morgenden Tag zu sein. Ich bin der Zeit ohnmächtiger Sohn, und ihr Strom wirft mich in jedem Moment an unvorhergesehene Klippen, aber nicht leicht an Gestade, wo ich Erholung und Wohlwollen suchen möchte. Seien Sie deshalb nachsichtig, und denken Sie nichts Schlimmes von mir, wenn ich da, wo ich freundschaftlich und dankbar sein möchte, nicht einmal höflich bin: meine Kräfte reichen nicht. Durch Kniephof bin ich vorgestern gefahren, es sieht wüst, verwachsen und pächtermäßig aus. Meine arme Frau ist noch sehr angegriffen durch den Tod ihrer Mutter, und ich bliebe gern länger bei ihr, reise aber morgen von hier nach Baden zum König. Die gemalten Rosen nehme ich mit herzlichem Dank, und werde deren Mahnung zur Ordnung in meinen Papieren beachten.

In freundlicher Verehrung
der Ihrige
von Bismarck.

38.

Bismarckerinnerungen des Geheimen Legationsrats Aegidi.

Als Aegidi in Berlin aus Kissingen eines Tages eine Weisung des Fürsten Bismarck erhielt, die nach seinem Urteil besser unausgeführt blieb, ging er zu dem Staatssekretär von Bülow und teilte ihm die Sachlage mit. Bülow: „Sie verweigern also den Gehorsam?" Aegidi: „Ja, Exzellenz, weil ich von dem Auftrage annehme, daß er Sr. Durchlaucht schadet." Bülow: „Sind Sie sich auch der Konsequenzen Ihrer Unbotmäßigkeit bewußt? Und wo ist für Ihren Gehorsam die Grenze"? Aegidi: „Wenn ich von einer Maßregel überzeugt bin, daß sie meinem Vorgesetzten ernstliche Ungelegenheiten bringt, so nehme ich lieber die Folgen des Ungehorsams auf mich." Auf diese mannhafte Antwort hin erbot sich von Bülow, die Hälfte der Weigerung auf sich zu nehmen, indem er dem Fürsten das dissentierende Votum Aegidi's mit dem Bemerken vorlegte, daß er sich dessen Ansicht anschließe.

Bei einer Ausfahrt in Varzin stieg Fürst Bismarck mit Aegidi einmal bei einem Fuchsbau aus und erklärte ihm dessen ganze Struktur. „Sehen Sie diese Rebhühner auffliegen? Dort lassen Sie sich nieder, und sie wollen uns glauben machen, daß sie nach derselben Richtung weiter wandern. Aber sie wollen uns nur überlisten, und werden demnächst die entgegengesetzte Richtung einschlagen."

Als Fürst Bismarck, Geheimer Rat Bucher und Aegidi eines Tages in Varzin eine gemeinsame Ausfahrt unternahmen, machte der Kutscher den Kanzler darauf aufmerksam, daß auf dem Felde ein lange Zeit krank gewesener Arbeiter beschäftigt sei. Bismarck ließ den Wagen halten, griff in die Tasche und überzeugte sich, daß er kein Geld bei sich habe. Bucher hatte nur ein 50 Pfennigstück. Das war zu wenig. Aegidi konnte einen Taler reichen. „Das ist ausreichend!" Nach liebevoller Erkundigung gab Bismarck dem Arbeiter das Geldstück. Am Abend kam Bismarck zu Aegidi und drückte ihm, ohne ein Wort zu sagen, einen Taler in die Hand. Aegidi hat ihn als Andenken aufbewahrt.

Wenn Ägidi bei dem Fürsten in Varzin zu Gast war, gestattete letzterer nicht, daß sein Rat arbeitete. Nur ein einziges Mal bat er ihn um eine kleine Arbeit, aber in unglaublich liebenswürdiger Weise.

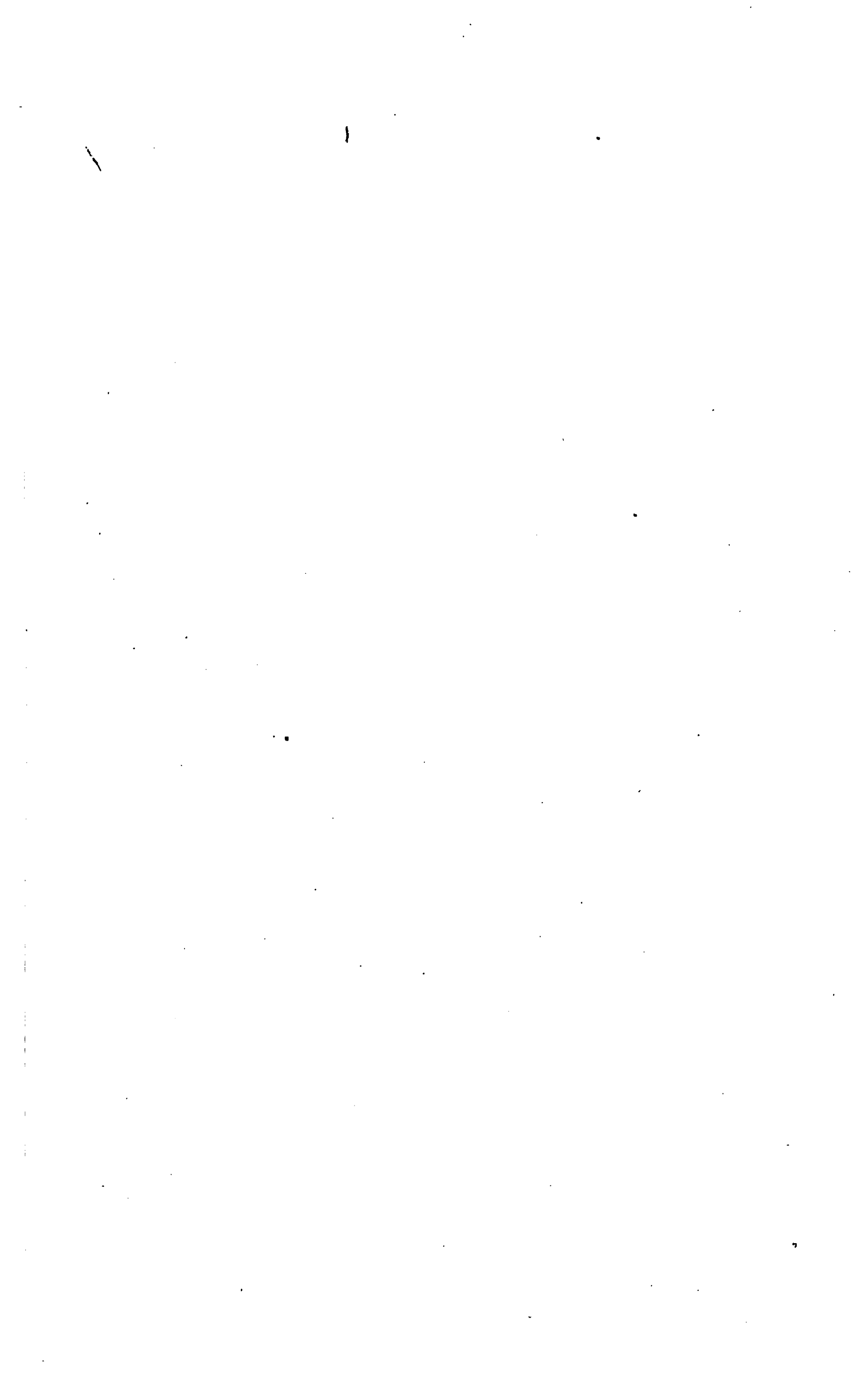
Zu dem Geheimen Rat Hermann Wagener fühlte sich Bismarck besonders hingezogen. Nach den Laskerschen Enthüllungen suchte er ihn selbst noch einmal auf und sagte: „Nun heißt es kapitulieren oder kämpfen!" Später, als Wagener bereits längst abgetan war, beschäftigte Bismarck immer der Gedanke, wie es wohl Wagener gehen möge; keiner im Amte hatte mehr Verbindung mit ihm. Aegidi bemerkte: „Durchlaucht wollen wohl, daß ich ihn aufsuche?" — „Ach, wenn Sie das täten, wie dankbar wäre ich Ihnen. Aber dann gehen Sie baldigst hin, noch heute." — Aegidi tat, wie ihm aufgetragen, Bismarck verschlang förmlich die Nachrichten, die ihm Aegidi von Wagener überbrachte.

Aegidi hielt sich in Berlin nur die Abende des Sonntags frei, wo er Gelehrte, Künstler und Beamte bei sich zu sehen pflegte. Eines Sonntags ließ Bismarck abends Aegidi zu sich rufen. — „Er ist auf dem Bureau nicht anwesend,"

lautete die Antwort. Am nächsten Sonntag wiederholte sich der Vorgang; nun ließ Bismarck den Vorstand des Zentralbureaus zu sich rufen, welcher meldete, Aegidi komme Sonntags abends nicht auf das Bureau. „Nichts einzuwenden," bemerkte Bismarck, „ich will nur wissen, wo er zu treffen ist, damit ich ihn zu jeder Stunde sprechen kann."

Vorträge von längerer Dauer konnten den Fürsten recht ungehalten machen. Als Aegidi eines Tages zum Vortrag zu Bismarck hinaufging, kam ihm auf der Treppe einer der Kollegen entgegen. „Machen Sie rasch kehrt," bemerkte er zu Aegidi, „der Fürst ist heute wütend." Aegidi hatte aber eine dringliche Sache, und ließ sich in seinem Vorsatze nicht abhalten. Zu seinem Erstaunen traf er den Kanzler in bester Stimmung. Der Vorgänger Aegidi's hatte 5 Minuten gebraucht, um auf den Kern der Sache zu kommen, und Bismarck hatte darüber die Geduld verloren. Aegidi, der bald die Sache heraus hatte, hielt fortan seine Vorträge in gemessener Kürze, sodaß Bismarck sich mitunter veranlaßt sah, zu sagen: „Das verstehe ich nicht. Wie liegt die Sache?" Auf diese Weise konnte Aegidi ausführlicher zum Vortrag kommen. Nur mußte er sich vorsehen, daß der Chef nicht hinter diesen Schlich kam.

Die Aufträge, die Fürst Bismarck für die Presse schriftlich gab, waren zumeist so prägnant in der Ausdrucksweise, daß, wenn Aegidi den Wortlaut gebracht hätte, jeder Mann den Artikel als von Bismarck stammend angesehen hätte. Es galt also und kostete mitunter Mühe, die Gedanken des Kanzlers in ein weniger scharf geprägtes Gewand zu kleiden. Wenn Aegidi von dem Kanzler Aufträge für die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erhielt, von denen er sich gar keine günstige Wirkung versprach, so gebrauchte er die Vorsicht, die Artikel im Bürstenabzug dem Chef vorzulegen. Es kam vor, daß dieser die Artikel dann selbst kassierte.



A. Favorke, vorm. Eduard Trewendt's Buchdruckerei, Breslau

